

Dieses Buch widme ich den Menschen, ohne die es nicht entstanden wäre. Ich habe es geschrieben, aber ganz allein hätte ich es nicht schreiben können.

Für Aline und Eligio, die mich schon vor meiner Ankunft in Australien mit der ausgeprägten australischen Gastfreundlichkeit bekanntgemacht haben. Danke für alles.

Für Paul

Wie schon Freddy Frinton sagte: I will do my very best!

Und ein ganz großes Danke schön geht selbstverständlich an Michael, nachfolgend nur noch Mike genannt, wie es sich in Australien gehört, denn ohne seine großzügige Einladung wäre diese Reise in dieser Form und zu diesem Zeitpunkt wohl nicht möglich gewesen.

Teil 1 DAS NORTHERN TERRITORY

- Kapitel 1 *Das Vorwort, das eigentlich schon ein Kapitel für sich ist*
- Kapitel 2 *Hallo, da sind wir*
- Kapitel 3 *Conquest of Paradise - Die Ankunft*
- Kapitel 4 *Der Beweis!*
- Kapitel 5 *Waltzing Mathilda*
- Kapitel 6 *Versuch's mal mit Gemütlichkeit - Darwin*
- Kapitel 7 *Liebe ist.....*
- Kapitel 8 *Campground-Hopping*
- Kapitel 9 *Im Lande der Salties*
- Kapitel 10 *Ginga, das erste Krokodil*
- Kapitel 11 *Wie verrückt ist Rob Bradle?*
- Kapitel 12 *Happy birthday to me*
- Kapitel 13 *Frontier Kakadu Village*
- Kapitel 14 *Nie wieder Travellerschecks!*
- Kapitel 15 *Der Kakadu aus der Luft, zu Wasser und zu Fuß*
- Kapitel 16 *Gestatten, Mick Dundee*
- Kapitel 17 *Der Katherine Gorge*
- Kapitel 18 *Känguruh, Koala, Kookaburra und Ko. - Die Tiere Australiens*
- Kapitel 19 *Ein Hauch von Geschichte und Abenteuer - Pine Creek*
- Kapitel 20 *Das Dunmarra Roadhouse (Australien und die Einsamkeit I)*
- Kapitel 21 *Paul the Wanderer*
- Kapitel 22 *Wenn der Teufel mit Murmeln spielt...*
- Kapitel 23 *Ein nasses Phänomen, ein klinisch sauberer Campground und die verzweifelte Suche nach dem abendlichen Bier*

Kapitel 24 Der Ayers Rock

Kapitel 25 Ein Dank zwischendurch

Teil 2 SOUTH AUSTRALIA

Kapitel 26 Das Outback (Australien und die Einsamkeit II)

Kapitel 27 Die Stadt der verlorenen Träume - Coober Pedy

Kapitel 28 Coober Pedy's Urgesteine

Kapitel 29 Der Megalodon

Kapitel 30 Port Augusta

Kapitel 31 In achtzig Minuten um die Welt

Kapitel 32 The oldest german town in Australia - Hahndorf

Teil 3 **VICTORIA**

Kapitel 33 *Do you have some bread? - Die Fuchskusus von Horsham*

Kapitel 34 *Klein Chicago*

Kapitel 35 *Goodbye Camper*

Kapitel 36 *Melbourne*

Kapitel 37 *Willst du mit mir gehen?*

Kapitel 38 *The Good, the Bad and the Ugly*

Kapitel 39 *Hailey, Jade und ihre Kuschartiere*

Kapitel 40 *Australien hoch zu Roß*

Kapitel 41 *Die Gerüchteküche und Australiens schlechte Zähne*

Kapitel 42 *Foster und seine goldene Vergangenheit*

Kapitel 43 *Der heilige Stein der Wombats*
oder Warum die Wombats grundsätzlich auf Hügel kacken

Kapitel 44 *Im Land der Raketenwürmer*

Kapitel 45 *Die Seal Rocks*

Kapitel 46 *Mensch biß Hai*

Kapitel 47 *Die Pinguine von Philip Island*

Teil 4

TASMANIEN

Kapitel 48 Holiday Isle, Natural State, Under Down Under - Tasmanien

Kapitel 49 Gute Nacht, Tasmanien I

Kapitel 50 Die sanfte Gewalt - Der Mount Field Nationalpark

Kapitel 51 Das Kind im Manne

Kapitel 52 Tasmanische Anekdoten

Kapitel 53 Gute Nacht, Tasmanien II

Kapitel 54 Tasmaniens dunkles Kapitel - Port Arthur

Kapitel 55 Von vergewaltigten Hunden und gestohlenen Holzhaufen

Kapitel 56 Gute Nacht, Tasmanien III

Kapitel 57 Das Ausloten der Grenzen in der Trevallyn Recreation Area

Teil 5 NOCHMAL VICTORIA

Kapitel 58 Auf Wiedersehen im Paradies

KAPITEL EINS

DAS VORWORT, DAS EIGENTLICH SCHON EIN KAPITEL FUER SICH IST

Bevor Sie in diesem Buch weiterblättern und anschließend vielleicht meine Begeisterung für Australien teilen, möchte ich Ihnen ein paar nützliche Tips geben. Um es vorab mit drei Worten zu sagen: *Australien ist anders*.

„Selbstverständlich ist Australien anders“, werden Sie nun vielleicht kopfschüttelnd sagen. „Denn kein Land gleicht dem anderen.“

Und Sie haben Recht. Vergessen wir aber nicht, daß sich Australien auf der anderen Erdhalbkugel befindet. Die Bevölkerung, und damit meine ich auch die Ureinwohner, mag uns Europäern ähnlicher sein als den Asiaten. Rein geologisch aber sind Australien und Asien Nachbarn. Wobei Australien auch mit Asien keine erwähnenswerten Ähnlichkeiten aufweist, soweit ich das in Anbetracht meines eher mageren Wissens über Asien sagen kann. Sie sehen: *Australien ist anders*. Daraus resultierend muß nun ein Europäer in gewissen Dingen, die ihm im Laufe seines Lebens selbstverständlich geworden sind, mächtig umdenken. Von zahlreichen endemischen Tierarten einmal ganz zu schweigen.

Kommen wir also zu einigen mehr oder weniger wichtigen Punkten, in denen Australien anders ist als Europa. Manche sind lebensnotwendig, andere einfach nur interessant oder amüsant. Letzteres ist zumindest für dieses Buch wichtig, denn es war niemals als bierernster Reiseführer geplant. Im Gegenteil, ich möchte, daß Sie lächeln, lachen, grinsen, und ab und zu dürfen Sie auch mal den Kloß im Hals hinunterschlucken. Was Sie in Port Arthur ganz sicher tun werden. Ich hatte einen Kloß im Hals, als ich das berühmte Gefängnis und die Isle of Death betrachtet habe. Aber bis dahin liegt noch ein weiter Weg vor uns, denn zur Zeit befinden wir uns am entgegengesetzten Ende von dem Land am schönsten Ende der Welt.

Zuerst einmal *läuft* und vor allem *fährt* in Australien alles anders herum. Wie in England befindet sich das Lenkrad auf der rechten Seite, während man sich auf der Straße links halten sollte. Bevor Sie Australien besuchen, sollten Sie zu Hause vier Stühle so zurecht stellen, als wollten Sie mit Ihrem Kind Autofahren spielen. Dabei ist es völlig schnuppe, ob Sie Kinder haben oder ob sich lediglich Ihr Lebensabschnittsgefährte auf dem Boden rollt vor Lachen.

Setzen Sie sich nun auf den rechten der vorderen Stühle, stellen Sie eine Klobürste oder ähnliches links neben sich. Und dann trainieren sie den Griff zur Klobürstengangschaltung solange, bis er wirklich sitzt. Glauben Sie mir eines: Sie können ununterbrochen daran denken, daß sich die

Gangschaltung auf der linken Seite befindet. Wenn Sie zum ersten Mal in einem Wagen mit Rechtslenker sitzen, greifen Sie automatisch nach rechts, um zu schalten. Es sei denn, Sie haben bisher nur Automatik gefahren. Dann ist es selbstverständlich nicht nötig, sich schon im voraus lächerlich zu machen.

Die Jahreszeiten halten sich noch weniger an die Regeln der westlichen Welt. Eigentlich halten sie sich an gar keine Regeln, mal abgesehen von der australischen Regel, sich an keine Regel zu halten. An dieser Regel allerdings halten sie eisern fest...

Im Norden gibt es eigentlich nur zwei Jahreszeiten: Die Regenzeit und die Trockenzeit. Die Regenzeit zieht sich von Oktober bis April hin, die Monate Mai bis September gelten als Trockenzeit. Und dann gibt es noch die Übergangszeit zwischen September und Oktober. Dann besucht Old Hector Darwin und die gesamte Nordküste Australiens. Old Hector, das ist der Name, den das Meteorologische Institut in Darwin dem Gewitter gegeben haben, das alljährlich - wenn nichts dazwischen kommt - faszinierende Naturschauspiele bietet. Im Anschluß an diese Übergangszeit und den Besuch von Old Hector schließt sich die Regenzeit an. Wenn nichts dazwischen kommt. Denn es gab auch schon Trockenzeiten über mehrere Jahre hinweg. Die längste, von der ich gehört habe, dauerte sieben Jahre. Sie wissen schon, die australische Regel, sich an keine Regel zu halten.

Im Süden kann man ähnlich wie in England vier Jahreszeiten an einem Tag erleben. So sagt man zumindest. Bezeugen kann ich das nicht, denn wir hatten drei Wochen lang einen wunderschönen Sommer mit einem gelegentlichen Schuß Herbst. Angesichts der Tatsache, daß wir uns kalendermäßig im Herbst dort aufhielten, konnten wir mit dem Wetter mehr als zufrieden sein.

In der Mitte Australiens, also im Outback, muß man den Kalender konsultieren, um festzustellen, welche Jahreszeit gerade dran ist. Eigentlich ist das aber gar nicht so wichtig, denn im Outback ist es immer heiß und trocken. Einen Kalender benötigt man eigentlich nur, um eines der eher seltenen Versorgungsflugzeuge nicht zu versäumen. Alice Springs, ungefähr vierhundert Kilometer vom Ayers Rock entfernt, sieht im Schnitt zwanzig Regentage im Jahr. Einen davon haben wir erwischt, obwohl wir uns nur zwei Tage in der Gegend um Alice Springs aufhielten. Den einzigen richtigen Regenguß, den wir in Australien erlebten, den sahen wir dort, wo es laut Statistik am trockensten ist. Der allerdings hatte es in sich, wie es in einer der trockensten Gegenden der Erde jeder Regenguß so richtig in sich hat.

Und selbst der Mond nimmt auf der rechten statt auf der linken Seite zu. Diverse Hobbyastronomen mögen nun milde lächelnd die Köpfe schütteln und sagen: „Das ist doch ganz logisch, weil...“

Selbstverständlich ist es das, vermutlich, weil ich den Mond von der anderen Seite sehe..., oder so ähnlich. Trotzdem muß ich gestehen, daß ich von selbst niemals auf den Gedanken gekommen wäre, wenn ich es nicht selbst gesehen hätte. Davon abgesehen konnte ich mir ohnehin nie merken, wo der Mond denn nun zu- und wo er abnimmt. Nun, da ich mir einige Jahre zuvor endlich eine Eselsbrücke (auf ihre Konstruktion werde ich nicht näher eingehen, und nur Mike weiß warum, denn er kennt sie) bauen konnte, muß ich feststellen, daß es im Land meiner Träume genau anders herum ist. Wer, so frage ich, soll denn da noch mithalten können?!

Verzeihen Sie mir bitte meine Unwissenheit. Ich habe mich schon immer dafür interessiert, was dort oben so vor sich geht. Aber kapieren werde ich es nie. Zumindest nicht mehr in diesem Leben.

Kehren wir zuerst einmal zurück auf die Erde. Auf den schönsten Flecken Erde, um genau zu sein. Und zwar zu den Dummies, wie die öffentlichen Klohäuschen hier liebevoll genannt werden.

Wenn Sie in Australien eine öffentliche Toilette aufsuchen, dann seien Sie gewarnt. Selbst die Türverriegelungen halten sich an die australische Regel, sich keiner Regel zu unterwerfen, obwohl es diesbezüglich sehr wohl eine Regel gibt.

Wenn Sie im Northern Territory versuchen, eine solche Verriegelung im Uhrzeigersinn zu drehen, dann haben Sie schlechte Karten. Das gilt jedoch nicht für South Australia. Dort drehen Sie bitte *im* Uhrzeigersinn, in Victoria wieder gegen den Uhrzeigersinn, wie im Northern Territory. Mike berichtete mir gar von einer Verriegelung in South Australia, die offenbar im Northern Territory hergestellt worden war. Man hatte sie kurzerhand anders herum angebracht, so daß sie *im* Uhrzeigersinn verschlossen werden mußte.

Wissen Sie was? Wenn Sie ein Dunny aufsuchen, in welchem Teil Australiens auch immer, dann probieren Sie es einfach aus. Denn es gibt auch ganz andere Möglichkeiten, eine Tür zu verschließen. An einer Tankstelle zum Beispiel lag ein großer Stein hinter der Tür, mit dessen Funktion ich alsbald vertraut gemacht wurde. Man legte ihn einfach vor die Tür. Wenn nun jemand versuchte, die Tür zu öffnen, um die Toilette zu benutzen, spürte er einen Widerstand, und wußte: Aha, besetzt! Glücklicherweise wurde die Tür nach innen geöffnet.

Ich wünsche Ihnen schon vorab viel Erfolg bei der Befriedigung Ihrer menschlichen Bedürfnisse.

Nachdem wir nun festgestellt haben, daß selbst der Mond in Australien andersrum ist, müßte es sich mit der Sonne eigentlich ebenso verhalten. Ich muß gestehen, ich weiß es nicht, denn ich gehörte noch nie zu den Leuten, die ständig einen Kompaß mit sich herumtragen. Zumindest weiß ich, daß die Sonne (in Europa) im Osten auf und im Westen untergeht. Ohne die Begriffe Morgenland und Abendland hätte ich mir wohl auch das nicht merken können.

Ob auch Ebbe und Flut anderen Regeln unterliegen, kann ich ebenfalls nicht sagen. Die genauen Zeiten purzeln immer wieder durch die Maschen meines Gedächtnisses. Um meine angekratzte Ehre zu retten: Mir ist sehr wohl klar, daß Ebbe und Flut vom Mond beeinflusst werden. Daher wäre es naheliegend, daß auch sie in Australien ihren eigenen Kopf haben.

Eligio erklärte uns, daß selbst das Leitungswasser im Abfluß andersherum abläuft. Wäre naheliegend, allerdings bin ich nicht mehr dazu gekommen, es nachzuprüfen, obwohl ich derartige Berichte schon mehr als einmal gehört habe. Es scheint also etwas Wahres daran zu sein.

Sie sehen schon, in Australien funktioniert so manches anders herum. Fehlt eigentlich nur noch, daß die Känguruhs rückwärts hüpfen. Aber keine Sorge, ganz gleich, in welchem Staat sie sich befinden, die Känguruhs hüpfen überall vorwärts. Zumindest habe ich noch keines rückwärts hüpfen sehen...

Kommen wir nun zum Thema Mietwagen. Bevor Sie sich am Flughafen mit allerlei überflüssigem Gepäck abschleppen und peinlich genaue und ebenso komplizierte Berechnungen über dessen Gewicht erstellen, die sich letzten Endes als sinnlos erweisen, weil Ihre Waage ein Pfund zu wenig anzeigte, fragen Sie im Reisebüro nach, womit Ihr Wagen ausgestattet ist. Unser Mietwagen hatte eigentlich alles, was der Mensch so braucht: Besteck inklusive reichhaltigem Kochbesteck, bei dem so manche Junggesellenküche ziemlich blaß aussieht, Bettwäsche, Badetücher, Geschirrtücher, Plastikgeschirr, diverse Straßenpläne und Campingführer und selbstverständlich eine Gasflasche.

Die Regel ist einfach: **Verbrauchsgegenstände** sind nicht vorhanden, **Gebrauchsgegenstände** dafür in Hülle und Fülle. Die Menge richtet sich dabei vermutlich nach der Größe des Wagens. In unserem Kleinbus mit Schlafgelegenheiten für zwei Personen fanden wir auch eine Ausstattung für zwei Personen. Gegen eine geringe Gebühr können sie außerdem Campingmöbel mieten. Wir zahlten 40 Dollar (ca. 48 DM) für zwei Stühle und einen Tisch.

Das reichhaltige Kochgeschirr ist dabei keineswegs umsonst. Was die Australier von Dosenfutter halten, wurde uns schon beim ersten Besuch in einem australischen Supermarkt klar: Abstand. Bei Temperaturen um 40-45 Grad, an denen sich auch in der Nacht nicht viel änderte, ließen wir uns trotz des umfangreichen Angebots nicht zu der Zubereitung und dem Genuß eines mehrgängigen Menüs hinreißen. Als unsere Suche nach Dosenfutter doch noch von Erfolg gekrönt wurde, deckten wir uns statt dessen ordentlich damit ein.

Die Ausstattung eines Mietwagens gehört zu den nützlichen Informationen, die ich Ihnen mit auf den Weg gebe. Lebensnotwendig aber könnte der Hinweis auf das ungeschriebene Gesetz des Stuart Highway sein: „Wenn Hilfe benötigt wird, dann helfe.“ Hier nur ein Beispiel:

Ein Bekannter hat einmal einer Frau das Leben gerettet, die auf dem Stuart Highway schwer verunglückt war. Zwei Wagen waren frontal zusammengestoßen. Eine wahre Kunst auf einer Straße, auf der sich entgegenkommende Autofahrer gegenseitig grüßen wie in Deutschland die Motorradfahrer. Auf den einsamsten Abschnitten des Stuart Highway mitten im Outback kann man eine Stunde und länger fahren, ohne einer Menschenseele zu begegnen.

Ein weiteres trauriges Beispiel - leider ohne Happy End - lieferte ein deutsches Paar im Dezember 98. Sie hatten den Stuart Highway verlassen, um zum etwa 150 Kilometer entfernten Ort *Williams Creek* zu fahren. Ausgerechnet hier ist Australien so einsam wie nirgendwo sonst. In der Nähe von Williams Creek nun hatte sich ihr Wagen festgefahren. Zuerst einmal machte sich der Mann auf den Weg, um Hilfe zu holen. Zwei Tage später kehrte er unverrichteter Dinge zurück, und die Frau - eine Ärztin - machte sich auf den Weg. Ohne Erfolg. Keiner der beiden überlebte.

Zwanzig Liter Wasser standen ihnen zur Verfügung. Angesichts der fünf Liter, die man bei einer solchen Hitze täglich trinken soll, ist das entschieden zu wenig. Zum Überleben aber hätte es genügt, denn es war nicht der Wassermangel, der sie getötet hat. Wären sie nachts marschiert und hätten sie sich tagsüber in den Sand eingegraben oder den Schatten eines Baumes oder Felsens aufgesucht, um sich vor der Hitze zu schützen, dann hätten sie es wohl bis zum Stuart Highway geschafft. Irgend jemand hätte sie dort aufgelesen, halb verdurstet, aber am Leben. Statt dessen haben sie sich nacheinander auf den Weg gemacht. Ein tödlicher Fehler.

Es war die Hitze, die sie schließlich getötet hat. Denn auch genügend Wasser nutzt nichts, wenn man der brennenden Hitze des Outback schutzlos ausgeliefert ist.

Noch ein klassischer Fall wird wohl niemals ganz aufgeklärt werden: Ein einzelner Mann ist seit geraumer Zeit verschollen. Der letzte bekannte Aufenthaltsort ist ebenfalls Williams Creek. Dort, in der Simpson Wüste, hat man seinen Wagen und einen Schlafsack gefunden. Jahre später fand ein Schweizer Filmteam außerdem den Wagenschlüssel und einen Pullover, der ihm offenbar gehört hat. Die Leiche wurde vermutlich von Dingos gefressen. Nur die ausgebleichten Knochen wird irgend jemand irgendwann finden.

Kein besonders angenehmer Gedanke, nach seinem Tod von Wildhunden vertilgt zu werden. Das Aufräumkommando aber, bestehend aus Dingos, Keilschwanzadlern, Raben, Ameisen und zahllosen anderen Tieren, macht keinen Unterschied zwischen dem Kadaver eines Rindes, eines Känguruhs oder eines Menschen. Sie wurden von der Natur geschaffen, um verendete Tiere zu vertilgen. Sie leben, um einen wichtigen Job zu verrichten. Die Leiche eines Menschen, der die Hitze des Outback nicht überlebt hat, ist ebenso Abfall, der beseitigt werden muß, wie ein Rind, das von einem Roadtrain überfahren wurde. Sie ist als Nahrungsmittel nicht besser und nicht schlechter, sie wird vertilgt wie jeder andere Kadaver. Und das ist gut so, ganz gleich, ob uns bei dem Gedanken ein kalter Schauer über den Rücken läuft oder nicht.

Aber wir kommen schon wieder vom Thema ab. Das ungeschriebene Gesetz des Stuart Highway wird leider nicht immer beachtet, wie Wayne und Corrina - ein Paar aus New York City, dem Sie in diesem Buch noch öfter begegnen werden, ebenso wie wir - am eigenen Leibe erfahren mußten. Dank einer defekten Lichtmaschine waren sie mit ihrem gemieteten Wohnmobil liegen geblieben. Vier Autos rauschten vorbei, bevor sich jemand ihrer erbarmte.

„Ich weiß nicht, ob ich anhalten würde“, sagte eine Bekannte zu mir, und ich konnte ihre Argumente verstehen. Überfälle, wie man sie aus Miami kennt, sind in Australien äußerst selten, denn Australien gilt als eines der sichersten Urlaubsländer. Von herumlaufenden Irren wie Martin Bryant¹

¹ Der Name ist vielleicht nicht jedem ein Begriff. Martin Bryant ist für das Massaker in Port Arthur/Tasmanien verantwortlich. Damals kamen 35 Menschen ums Leben. Martin Bryant sitzt heute in einem Gefängnis in Tasmanien, unter

oder dem ebenfalls zu trauriger Berühmtheit gelangten Trampermörder einmal abgesehen. Wen die trotzdem verständliche Angst davon abhält zu helfen, der sollte zumindest die nächste Gelegenheit nutzen, um Hilfe dorthin zu schicken, wo er einen Wagen mit Warnblinklicht oder offener Motorhaube oder eine winkende Person am Straßenrand gesehen hat.

Hinsichtlich der Situation von Corrina und Wayne war es sicher keine Angst, sondern schlichte Gleichgültigkeit nach dem Motto *Der nächste wird schon anhalten*. Denn wer mietet sich schon ein Wohnmobil, um auf der Straße Touristen zu überfallen? Eine solche Gleichgültigkeit kann mancherorts auf dem Stuart Highway tödlich sein.

Im Northern Territory gibt es dort, wo die Orte mehrere hundert Kilometer voneinander entfernt liegen, mehrere Roadhouses. Kleine Punkte der Zivilisation, zwischen denen aber 100 Kilometer und mehr liegen können. Daher grenzt es in jedem Fall an Selbstmord, sich zu Fuß auf den Weg zu machen, wenn der Wagen streikt.

Kurz hinter dem Ayers Rock beginnt South Australia, wo die kleinen Punkte der Zivilisation noch viel dünner gesät sind. Hier im Outback finden sich oft über mehrere hundert Kilometer hinweg nur noch Wüste, Wüste und nochmals Wüste.

Auch wenn es dem Paar am Williams Creek nicht das Leben retten konnte, und auch wenn es klingt wie ein Satz aus einem ollen Western: Denken Sie an Wasser. In unseren Breitengraden ist der Tod durch Verdursten geradezu undenkbar. Bei Temperaturen von 45 Grad und mehr sieht die Sache schon anders aus. Und selbst Durst ist kein genügendes Anzeichen für Dehydration. Der Körper trocknet aus, ohne daß man es merkt. Man sollte niemals vergessen, daß in Australien andere Gefahren drohen als hier. Und damit meine ich nicht nur die giftigen Tiere.

In Bezug auf die ungewöhnliche Tierwelt Australiens möchte ich Ihnen ein Buch empfehlen, das sich als sehr interessant und nützlich erwiesen hat. Ich denke, es kann in manchen Fällen sogar lebensnotwendig sein, denn es enthält ein spezielles Kapitel über Gifttiere und Soforthilfemaßnahmen. Außerdem ist es sehr interessant, wenn man praktisch jedes Tier, das einem über den Weg läuft, nachschlagen kann. Und in Australien laufen Ihnen viele Tiere über den Weg:

Tiere Australiens - Reisehandbuch mit speziellen Hinweisen über Gifttiere
Uringa Verlag
ISBN 3-9520668-8-5

Unter Zoologen gibt es eine Theorie, über die man sich noch nicht ganz einig ist und wohl auch niemals einig sein wird. Um genau zu sein streitet man sich darum, ob nur neun der zehn giftigsten Schlangen der Welt in Australien heimisch sind oder alle zehn. Eine klare Antwort gibt es darauf nicht, da man sich noch nicht einmal darüber einigen kann, welches nun die zehn giftigsten sind. Der Gefährlichkeitsgrad einer Schlange hängt nicht nur von der Stärke ihres Giftes ab, sondern auch von der abgegebenen Menge, von der Länge ihrer Zähne und nicht zuletzt von der körperlichen Verfassung des Gebissenen. Es gibt hochgiftige Schlangen, die dem Menschen kaum gefährlich werden können, weil ihre Zähne die verhältnismäßig dicke menschliche Haut nicht durchdringen. Und es gibt weniger giftige Schlangen, die ihre ziemlich langen Zähne erst bei einem Angriff ausklappen und somit um ein Vielfaches gefährlicher sind als die Kollegen mit den kürzeren Zähnen und dem stärkeren Gift.

Tatsache ist, daß in Australien viele Spinnen, Schlangen und auch Ameisen, Tintenfische, Qualen und so weiter und so fort heimisch sind, die zwar teilweise relativ klein, aber auch sehr gefährlich sind. Wenn man diverse Dokumentarfilme ansieht, könnte man zu dem Schluß kommen, daß von jedem Baum eine hochgiftige Schlange baumelt. So ist es selbstverständlich nicht, denn wir sollten dabei nicht vergessen, wieviel Zeit und Geduld in einem solchen Film stecken. Vorsicht ist

ähnlichen Bedingungen wie Hannibal Lecter in *Das Schweigen der Lämmer*. Er gilt auch als ähnlich gefährlich.

trotzdem allemal geboten. Schütteln Sie Ihre Kleidung vor dem Anziehen vorsichtig aus, um böse Überraschungen und Begegnungen der unangenehmen Art zu vermeiden. Diverse Spinnen nisten sich gern in der Kleidung ein, sehr große Ameisen werden von Schuhen geradezu magisch angezogen.

Und besorgen Sie sich ein ordentliches Insektenspray. Glauben Sie mir, ich weiß wovon ich rede...

Last but not least kommen wir zu dem etwas anderen Englisch der Australier. Der Dialekt ist gewöhnungsbedürftig. Zum Beispiel wird das „a“ nicht als „ä“ ausgesprochen, wie in der englischen Sprache üblich, sondern tatsächlich als „a“. Um verschiedene Akzente geht es hier allerdings weniger. Ob der eine oder andere nennenswerte Probleme mit dem australischen Dialekt haben wird, kann ich nicht sagen. Dank meiner ehemaligen Englischlehrer, die auf der ganzen Welt zusammengestellt worden waren, habe ich persönlich wenig Probleme damit.

Es gibt diverse Witze und Geschichten über das Aussie-Englisch. Zum Beispiel soll es einer asiatischen Patientin in einem Krankenhaus in Sydney einmal folgendermaßen ergangen sein: Der Arzt suchte ihr Zimmer auf und sagte: „You can go home today.“ (Sie können heute nach Hause gehen.) Eigentlich eine erfreuliche Mitteilung, für die Patientin allerdings Grund genug, aus dem Fenster zu springen. Für sie müssen die Worte des Arztes folgendermaßen geklungen haben: „You can go home to die.“ (Sie können zum sterben nach Hause gehen.)

Ob sich diese Geschichte tatsächlich zugetragen hat, weiß ich nicht, ich vermute eher, daß sie von irgendeinem Witzbold in die Welt gesetzt wurde. Aber ich rede vielmehr von der australischen Gewohnheit, alles zu verniedlichen. Sich selbst nennen die Australier Aussies. Das mag noch nicht weiter auffällig sein, aber:

Ein Salzwasserkrokodil ist ein Saltie. Schon besser, denn niedlich sind diese faszinierenden Tiere eigentlich nicht. Zugegeben, ihr Verhalten ist manchmal richtig rührend, aber dazu kommen wir später.

Das beste aber sind die Mozzies. Sie wissen nicht, was ein Mozzie ist? Ein Mozzie ist ein Moskito. Es ist kaum zu glauben, aber selbst die Tiere, über deren Notwendigkeit ich immer noch rätsel (kommen Sie mir nicht mit Fledermäusen, die können auch Motten fressen!), werden im australischen Englisch verniedlicht. Irgendwie ist es doch richtig niedlich, das Aussie-Englisch...

KAPITEL SECHS

VERSUCHS MAL MIT GEMUETLICHKEIT DARWIN

Good morning, Darwin

*Am Morgen,
die Sonne steht schon hoch am Himmel,
die Uhr zeigt acht oder halb neun.*

*Die kleine Stadt am Ende der Welt
erwacht aus ihrem Schlummer.*

*Sie reckt und streckt sich,
noch ein letztes ausgiebiges Gähnen.*

*Und da stehe ich nun,
und ich warte
auf die morgendliche Hektik,
auf hastende Menschen,
die mit dem Frühstück noch in der Hand
zu ihrem Arbeitsplatz eilen.*

*Ich warte,
und ich warte vergeblich,
denn die Hektik ist hier fremd.*

*Bleib so,
sage ich zu der kleinen Stadt
am Ende der Welt,
bleib wie Du bist,
Du könntest mir nicht besser gefallen.*

Da unser Flieger in Darwin gelandet ist und auch das Abenteuer dort seinen Anfang nahm, kehren wir noch einmal zum Punkt unserer Anreise zurück. Wir schreiben den 16. März 1999, es ist vier Uhr morgens Ortszeit:

Das erste, was man von Australien sieht oder vielmehr spürt, ist eine Mauer. Scheinbar greifbar - ich glaubte, sie fast sehen zu können - steht sie da, die Mauer aus Hitze und Feuchtigkeit. Man wird regelrecht von ihr zurückgeworfen, um dann - vorbereitet und mehr oder weniger gewappnet - einen zweiten Versuch zu starten, sie zu durchbrechen. Allerdings ist dieser zweite Versuch ebenso zum Scheitern verurteilt wie alle, die nach ihm kommen. Denn die Mauer aus Hitze und Feuchtigkeit reicht von Darwin bis weit ins Landesinnere hinein, wobei die Feuchtigkeit zugegeben irgendwann nachläßt. Man versinkt darin, taucht in sie ein. In den meisten Fällen, denke ich, gewöhnt man sich an sie. Tut man das nicht, so sollte man den Norden Australiens während der Regenzeit meiden.

In Zentralaustralien übrigens räumen die im Norden allgegenwärtigen Moskitos das Feld und überlassen es den Fliegen. In einem Film hieß es einmal: „In der Mitte Australiens kommen tausend Fliegen auf einen Menschen, und das kann man wörtlich nehmen.“ Wie wahr!

Während der Trockenzeit zwischen Mai und September ist es für unsere Verhältnisse angenehm warm. Auf La Réunion sagte einmal ein Einheimischer zu meinen Eltern: „Im Winter kann es hier schon mal ziemlich kühl werden, so um die 23 Grad.“ Im australischen Northern Territory herrscht ein ähnliches Klima. Mitten im australischen Winter - es war Juli oder August - habe ich einmal den Wetterdienst angerufen und mir die Wetterverhältnisse von Darwin mitteilen lassen, stellvertretend für den gesamten Norden: Tagestemperaturen um 30 Grad, nachts um 18 Grad, Regenwahrscheinlichkeit bei 1%. Hüllen wir uns also in wehmütiges Schweigen, fassen wir uns bei den Händen, und werden wir gemeinsam blaß vor Neid.....

So, erfreuen wir uns nun alle wieder einer gesunden Gesichtsfarbe? Sind wir auch noch alle da? Niemand ist kurzerhand ausgewandert angesichts des besch... (entschuldigung, manchmal fällt es mir schwer, mich zu zügeln) mitteleuropäischen Wetters? Gut, dann können wir ja fortfahren. Und das im wahrsten Sinne des Wortes. Denn in der Zeit, in der Sie gekocht, gearbeitet, geschlafen, ferngesehen, aufs Klo gegangen oder sonstige Dinge erledigt haben, auf die ich an dieser Stelle nicht weiter eingehen möchte (es geht hier schließlich um Australien und nicht um die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse jedweder Art) haben wir - Mike, Andy, Darwin und meine Wenigkeit - uns wie zwei aufgeregte neugierige Kinder weiter ins Abenteuer Australien hineingewagt. Ein Taxi brachte uns zu der Autovermietung, die so gar nicht wie eine Autovermietung aussah.

Darwin und ich, das war sozusagen Liebe auf den ersten Blick. Ich glaube nicht, daß meine Gefühle erwidert werden, aber ich liebe Darwin. Die Straßen sind breit, ein hübsches Häuschen neben dem anderen, wobei sie in großzügigen Abständen zueinander stehen und keines dem anderen gleicht. Jedes Haus ist durch eine ebenso großzügige Wiese von der Straße getrennt. In der Garageneinfahrt daneben stehen ein oder zwei Autos, die sich perfekt in das Bild einfügen.

Es sieht irgendwie ein wenig amerikanisch aus, aber auch wieder ganz anders. Liebevoll ist wohl das richtige Wort, idyllisch. Als wären die Straßen und Häuser von einem romantisch veranlagten Künstler entworfen worden, dem man völlig freie Hand gelassen hat. Überall stehen Palmen herum, kein Haus gleicht dem anderen, und doch bildet alles eine wunderbare Einheit. Wie ein Gemälde. Man möchte sich hinsetzen, mitten in dieses Gemälde hinein, und nie wieder weggehen. Man möchte ein Teil dieses Gemäldes werden.

Der gute alte Balu hätte sich wohl gefühlt in Darwin. Alles läuft hier ein wenig ruhiger und gemüthlicher ab. Unsere Autovermietung zum Beispiel erinnerte mehr an ein hübsches kleines Wohnhäuschen. Eigentlich fehlten nur noch die spielenden Kinder auf der großzügigen Terrasse, vielleicht noch eine hölzerne Hollywoodschaukel und eine Reifenschaukel an einem Baum. Ach nein, wir sind ja in Australien, nicht in den Südstaaten der USA.

Auf der Terrasse befanden sich zwar keine spielenden Kinder, denn der ganze Ort lag noch im morgendlichen Schlummer. Statt dessen standen dort zwei Gartenstühle, die ebenso wenig wie die Palmen ringsum an eine Autovermietung erinnerten. Die einzigen Beweise, daß wir hier richtig waren, boten unser Taxifahrer sowie die Kleinbusse, Wohnmobile und der Bushcamper, die allesamt mit der derselben Aufschrift verziert auf dem Hof standen.

Mit der darwinschen Ruhe und Freundlichkeit wurden wir überall bedient. Eile? Dieser so menschlichen (europäischen?) Eigenschaft begegneten wir in Australien nirgendwo, am wenigsten im Norden. Und das steckt an. 'Hier würde mir sogar das Arbeiten Spaß machen', war mein erster Gedanke. Der Gedanke an Heimweh war und blieb ebenso weit weg wie Deutschland selbst.

Ja ja, ich höre sie schon lachen bei der Vorstellung: Da machen es sich zwei Urlauber unter der aufgehenden australischen Sonne bequem und denken dabei lächelnd ans Arbeiten, wen wundert's.

„Irgendwann wird auch das zum Alltag“, so argumentierte eine Kollegin von mir, die nicht im Traum daran denken würde, auszuwandern, am wenigsten in ein so fernes Land wie Australien. Sie mag Recht haben. Aber Alltag ist nicht gleich Alltag.

Eigentlich ist Darwin ebenso wie Alice Springs nur ein Fliegenschuß auf der Landkarte. Nun ja, Darwin kann sich zudem damit rühmen, meine erklärte Lieblingsstadt zu sein. Wenn wir aber einmal von emotionalen Gegebenheiten absehen, dann haben Darwin und Alice Springs eines gemeinsam: Niemand würde sie kennen, wenn sie nicht weit und breit der einzige Fliegenschuß auf der Landkarte wären.

Peter Jarver spricht in seinem Buch *Darwin and the Top End of Down Under* von einer multikulturellen, internationalen und dynamischen Stadt mit hohen Gebäuden, schnell voranschreitenden Bauaktivitäten, internationalen Hotels und einem großen Netzwerk an Fernverkehrsstraßen. Das Buch entstand dreizehn Jahre früher als dieses. Aber wie auch immer Darwin im Jahre 1986 aussah, so fragte ich mich doch im ersten Moment, ob wir von derselben Stadt sprachen.

Selbstverständlich ist Darwin multikulturell, denn in keinem anderen australischen Staat leben noch so viele Aboriginies wie im Northern Territory. Immerhin wurden bisher rund 33% des gesamten Northern Territory an die Ureinwohner zurückgegeben. Außerdem ist Darwin Heimat von rund 45 weiteren Nationen aus Asien, Europa und Afrika.

International, auch dem stimme ich vorbehaltlos zu. Es gibt nicht viele Möglichkeiten, sich im Northern Territory niederzulassen, wenn man nicht gerade als Einsiedler belächelt werden und auf jeglichen Komfort verzichten möchte. Eine dieser Möglichkeiten heißt Darwin. Lediglich Japaner sieht man in Darwin, so erzählten Aline und Eligio, ungerne, nachdem ihre Vorfahren im Zweiten Weltkrieg eine Spur der Verwüstung hinterlassen haben. Eine solche jahrzehntelange Ablehnung beschränkt sich keineswegs auf Australien. Erst kürzlich las ich von einer jungen Frau, die in Tel Aviv/Israel zu einem alten Mann ins Taxi stieg. Als der Fahrgast hörte, daß sie aus Deutschland kam, stieg er ohne ein weiteres Wort aus. Wie die junge Frau von dem Taxifahrer erfuhr, hatte der Mann seine Familie in einem Konzentrationslager verloren.

Ob sich Darwin mit dem Begriff *dynamisch* schmücken kann, das kann ich nicht beurteilen. Dafür genügt ein einziger Tag nicht.

Hohe Häuser? Die höchsten Häuser, die ich gesehen habe, waren Supermärkte, vielleicht einmal ein zweistöckiges Wohnhaus, obwohl in Australien eher flach gebaut wird. Es mag sie auch in Darwin geben, aber selbst wenn ich vor einem zehnstöckigen Bürogebäude gestanden hätte, so hätte ich Darwin nicht anders beurteilt. Ich habe Büroviertel in Adelaide und Melbourne gesehen, und ich empfand sie als ausgesprochen häßlich. Trotzdem tat es der australischen Gemütlichkeit keinen Abbruch.

Baustellen habe ich ebenfalls keine finden können, ebenso wenig internationale Hotels. Vielleicht anderswo in Darwin, ich jedenfalls habe keine gesehen.

Die Fernverbindungen hat Darwin ohne Frage, denn hier beginnt der Stuart Highway, die einzige Straße, die den Norden und den Süden ohne Unterbrechung miteinander verbindet. Unter einem „großen Netzwerk an Fernverkehrsstraßen“ verstehe ich persönlich wiederum etwas anderes.

Im Großen und Ganzen beruht diese unterschiedliche Betrachtungsweise wohl auf unserer unterschiedlichen Herkunft: Peter Jarver ist gebürtiger Australier, ich stamme aus Mitteleuropa. Ich frage mich, ob Peter Jarver jemals in Köln, Hamburg oder Berlin gewesen ist.

Darwin liegt unmittelbar am Meer, aber das Wasser ist hier tückisch. Die Gezeiten und riesige Flutwellen können dem unvorsichtigen Schwimmer gefährlich werden, und die Natur wartet mit Tieren auf, die nur auf den ersten Blick harmlos erscheinen. Tödlich können die bekannten Würfelquallen sein, besondere Vorsicht ist hier vor dem sogenannten „box jellyfish“ geboten. Ohne entsprechende Behandlung kann die Berührung mit den hochgiftigen Nesselfäden binnen weniger Minuten zum Tod führen. Als zuverlässiger Schutz genügt schon dünne Kleidung, da die Nesselfäden sehr klein sind und selbst Nylonstrümpfe nicht durchdringen.

Ebenso giftig wie schön anzusehen ist der blaugeringelte Kraken. Angst zeigt das Tier durch faszinierende Farbveränderungen. Der Kraken ist nicht besonders aggressiv, nur bei Bedrohung verteidigt er sich mit tödlichen Bissen. Hier gilt eine einfache Regel, die auf viele Meeresbewohner zutrifft: Je farbenfroher, desto giftiger. Tiere, die schön anzusehen sind, sollte man aus der Ferne betrachten.

Das genaue Gegenteil dazu ist der Steinfisch, der wohl weltweit giftigste Fisch. Die größte Gefahr ist seine perfekte Tarnung, denn der unbeweglich lauern den Fisch ist von einem Stein nicht zu unterscheiden. Selbst feste Schuhe reichen als Schutz nicht immer aus, so daß man Steine am besten meidet.

Gezeiten, Flutwellen, Würfelquallen, Kraken und Steinfische bilden nur einen kleinen Teil der Gefahren, die das Meer hier verbirgt. Es ist schön, aber gefährlich. Ich schlage vor, wir kehren erst einmal in die Stadt zurück, dorthin, wo dem ahnungslosen und ängstlichen Besucher nicht von vornherein die Haare zu Berge stehen.

Der erste Aborigine, den ich sah, nun, der hatte wirklich Glück. Ich saß im Wagen und sollte mich eigentlich auf die Straße und die S/W-Kopie eines Stadtplanes konzentrieren, die man uns in der Autovermietung gegeben hatte. Sie wissen schon, der Chamäleonblick, mit dessen Hilfe man die Straßennamen im Stadtplan im selben Moment lesen kann wie die Namen auf den Straßenschildern.

The Boss (ich kenne leider ihren Namen nicht, daher nenne ich sie bei dem Namen, den Keith, der Angestellte der Autovermietung verwendete) hatte den Weg zum Einkaufszentrum genau eingezeichnet. Idiotensicher könnte man sagen. Nicht sicher genug für zwei Abenteurer, die sich ganz allein von Darwin bis Melbourne durchschlagen wollen, allerdings kaum in der Lage sind, sich in einer idiotensicheren Stadt wie Darwin mit einem idiotensicheren Stadtplan zurechtzufinden. Es ist eben doch nicht damit getan, auf der falschen Seite auf der falschen Seite zu fahren. Richtig verwirrend wird es erst, wenn man zum ersten Mal rechts abbiegen will und sich dafür einordnen muß und dazu noch auf der falschen Seite des Wagens sitzt. In England mit dem eigenen Wagen war das alles viel einfacher.

The Boss empfahl uns übrigens, unbedingt Kassetten zu kaufen, denn das, was die australischen Radiosender über den Äther schicken, wäre Schrott quer durch die Bank. Die Geschmäcker sind bekanntlich verschieden, für unsere von den deutschen Hitlisten geplagten Ohren war die Musik eine wahre Erholung. Was uns allerdings in Victoria von einem australischen (!) Radiosender serviert wurde, das hat uns schon ein wenig schockiert: Deutsche Schlager!

Bevor ich aber soweit vom Thema abkomme, daß wir nicht mehr dorthin zurückfinden, möchte ich Ihnen erklären, warum der erste Aborigine, den ich in natura sah, eigentlich Glück hatte. Ganz

einfach: Ich starrte ihn an. Nein, er hatte weder Antennen an den Ohren noch krabbelte er auf drei Beinen dahin. Er sah aus, wie ein Aborigine eben aussieht. Seine Haut war sehr dunkel, das Haar kraus, die Gesichtszüge mit keiner anderen menschlichen Gattung zu vergleichen. Er unterschied sich eigentlich nicht von den Aboriginies, die ich in Büchern und Filmen schon so oft gesehen hatte. Aber er unterschied sich von den Menschen, die ich Tag für Tag in Deutschland sehe. Und er war eines der deutlichsten Indizien dafür, daß ich mich in Australien befand, eben weil ich Menschen wie ihn so oft und bisher nur in Büchern und Filmen gesehen hatte. Kein Mensch hat es gern, derart angestarrt zu werden, und deshalb hatte er Glück.

Bevor Mike seine Chance, sich im Nirvana einer australischen Kleinstadt zu verirren, erkennen und nutzen konnte, konzentrierte ich mich wieder auf den Weg zum Supermarkt. Eine solche Chance erkennen und nutzen, das kann er gut, es passiert praktisch in einem Abwasch. Denn Mike hat - für diese These gibt es Indizien genug - den Orientierungssinn einer Vogelspinne. Wenn Sie sich nun in der Welt der Vogelspinnen nicht gar so gut auskennen, dann sind Sie schon zu zweit, denn die Vogelspinne ist außerhalb ihrer eigenen Behausung ebenfalls völlig aufgeschmissen. Aber Scherz beiseite. Wenn man eine Vogelspinne außerhalb ihres bekannten Terrains auf die Erde setzt, dann bleibt sie entweder stocksteif sitzen oder aber sie rennt schnurstracks zum nächsten Versteck, wenn sich denn eines bietet. Ihre Höhle wird sie so schnell nicht wiederfinden, denn ihr Orientierungssinn ist in etwa gleichzusetzen mit der Sehfähigkeit eines Maulwurfs. Womit wir auch schon eine exakte Beschreibung des Mike'schen Orientierungssinnes hätten. Der Stuart Highway ist somit wie für ihn geschaffen, denn er bietet nur verschwindend wenige Möglichkeiten, sich zu verfahren. Zumindest von dem Punkt an, an dem man Darwin und die nähere Umgebung hinter sich gelassen hat. Aber dazu kommen wir später. Bleiben wir noch ein wenig in Darwin.

Es geschehen noch Zeichen und Wunder, wir haben ihn gefunden. Den Supermarkt, meine ich, um genau zu sein, das Casuarina Einkaufszentrum. Selbstverständlich nicht ohne vorher mehrmals durch die ganze Stadt zu fahren. Darwin ist sehr großzügig und dementsprechend übersichtlich angelegt. Das ändert jedoch nichts an der Tatsache, daß Darwin denkbar uneuropäisch ist. So vorteilhaft das auch sein mag, denn großzügig angelegte Orte sind nicht gerade typisch für Europa, um eine wahre Odyssee kamen wir nicht umhin. Allerdings entfernten wir uns dabei nicht wesentlich von unserem Ziel, dem Einkaufszentrum. Ich vermute, daß wir unser Ziel großräumig einkreisten, während wir uns langsam aber sicher darauf zu bewegten.

Heftige Diskussionen begleiteten unsere Suche, denn wir konnten uns nicht einigen, auf welcher Seite der Stadt sich das Casuarina Einkaufszentrum befand. Selbst ein ausgeprägter Orientierungssinn nutzt wenig, wenn man mehrmals völlig umdenken muß und dabei hoffnungslos durcheinander gerät.

Das nächste Problem stellte sich sodann im Supermarkt. Nach gewissen anfänglichen Schwierigkeiten hatten wir auch die Zufahrt zum Parkplatz gefunden, ohne das Einkaufszentrum wieder aus den Augen zu verlieren. Wir befinden uns nun also im Supermarkt und sind im Begriff, uns mit Lebensmitteln für zwei Wochen Wüste einzudecken.

Die *Geübte Hausfrau und Mutter* füllt ihren Einkaufswagen ebenso blind und zielsicher mit den nötigen Waren wie der *Geübte Single*, das wissen wir. Mike und ich, wir gehören zur zweiten Gattung, während ich außerdem zu Hamsterkäufen neige. Für zwei Wochen einkaufen, das sollte mich also nicht vor ein unlösbares Problem stellen. Wenn nun aber zwei Exemplare der Spezies *Geübter Single* zum ersten Mal in einem fremden Land einkaufen gehen, dann sieht die Sache schon anders aus.

Der einfache Urlaub steckt uns beiden im Blut. Häufige Aufenthalte in Frankreich und England mit Zelt oder Wohnmobil und Campingkocher haben uns gelehrt, mit einfachen Mitteln schmackhafte, wenn auch nicht gerade phantasievolle Mahlzeiten zu zaubern. Hot Dogs zum Beispiel. Toast oder Baguette, Senf und Dosenwürstchen, drei Komponenten, die wir noch in jedem Supermarkt in

jedem Land gefunden haben. Ich hatte gedacht, daß ich zumindest auf den Mond, wenn nicht gar auf den Mars würde reisen müssen, um in einem Supermarkt zu stehen und die Zutaten für einen Hot Dog nicht erwerben zu können. Ich hatte mich geirrt. Schlagen Sie sich die selbstgemachten Hot Dogs aus dem Kopf, wenn Sie nach Australien reisen. Ich weiß nicht, ob es irgendwo in Australien Dosenwürstchen gibt. Wie auch immer, ich gebe Ihnen einen Tip: Verschwenden Sie Ihre wertvolle Zeit nicht mit der Suche danach.

Überhaupt scheinen die Australier von Fertignahrung nicht viel zu halten. Das mag daran liegen, daß viele Australier mehr oder weniger Selbstversorger sind. Aline und Eligio zum Beispiel arbeiten Vollzeit. Trotzdem halten sie Schafe, von denen ab und an eines geschlachtet wird. Aline kocht gut und gern, und damit steht sie meines Wissens nach in Australien nicht allein da.

Aber keine Sorge. Auch wenn es keine Dosenwürstchen gibt in Australien, so gibt es doch genügend Lebensmittel, die sich auf einem einfachen Gaskocher zubereiten lassen, man muß sie nur finden. Und gewisse Regeln beachten. Zum Beispiel diese: Wenn auf einer Dose mit Chilibohnen das Wort *Dynamite* vermerkt ist, dann hat das seine Berechtigung.

Dies soll kein Geschichtsbuch sein, sondern ein amüsanter, interessanter, informativer, philosophischer, persönlicher und abenteuerlicher Reisebericht. Zur Information aber gehört unweigerlich auch die Geschichte, und Darwin besitzt eine bewegte, wenn auch nicht immer erfreuliche Geschichte.

Reisen wir zuerst einmal ins Jahr 1803, als einer der ersten Besucher, ein gewisser Matthew Flinders, folgendes über den Norden Australiens sagte: „Ein Land, heimgesucht von Feuern und Fliegen, geeignet nur für eine Lehranstalt mit Mönchen, deren religiöser Eifer mit erstickender Hitze und Moskitos, die keinen Moment Ruhe geben, fertig werden könnte.“ Gern würde ich ihm mitteilen, daß ausgerechnet dieser Landstrich der Teil der Welt ist, den ich zu meinem persönlichen Paradies auserkoren habe. Ich denke, er hätte mich entweder des Schwachsinnens oder der Ketzerei beschuldigt.

England befürchtete damals, daß die Franzosen oder die Holländer Anspruch auf den Norden Australiens erheben könnten. Fünfhundert Kilometer nördlich vom heutigen Darwin beginnt schon Asien, und Asien galt als reicher und begehrter Handelspartner. So machten sich einige tapfere Europäer auf und trotzten der Natur Nordaustraliens, die alljährlich mit ihren Monsunstürmen eine neue Runde „Schiffe versenken“ einläutete. Dabei beschränkte sie sich keineswegs auf das Meer. Auch das Land wurde regelmäßig *aufgeräumt*, ein *Frühjahrsputz* sozusagen.

1838 startete man bereits den dritten Versuch, eine Ortschaft aufzubauen, die den Unbilden der Natur widerstand. Nur ein Jahr später zog ein gewaltiger Zyklon über das Land hinweg und machte die Häuser dem Erdboden gleich. Der Mut der 111 Siedler war ungedämpft, die Niederlassung wurde wieder aufgebaut, bis ein großer Teil der Bevölkerung fünf Jahre später von einer Malariaepidemie dahingerafft wurde. Die Natur zog alle Register, wobei sie in diesem Fall von den Menschen selbst unterstützt wurde. Die Krankheit wurde, so vermutet man, von einem Handelsschiff aus Timor eingeführt. 1849 gab sich England geschlagen und gab auch diese Niederlassung auf.

Keine zwanzig Jahre später erwachte der Traum vom tropischen Paradies, in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts noch eine Illusion, wie man alsbald feststellte. Man wählte einen Landstrich aus, der von Mangrovensümpfen umgeben war und alljährlich während der Regenzeit überflutet wurde. Im anfänglichen Enthusiasmus verkaufte man hier ungesehen Land, eine ausgesprochen ungestüme und wilde Katze im Sack. Aus drei gescheiterten Versuchen hatte man offenbar nicht viel gelernt.

1869 schließlich suchte George Goyde, der Generalinspektor von South Australia, den Ort für die erste Hauptstadt des Territoriums aus. Und er machte Nägel mit Köpfen.

Schon 30 Jahre zuvor hatte John Lort Stokes während einer Forschungsreise den großen natürlichen Hafen entdeckt, den er nach einem Schiffsgefährten benannte, mit dem er vor der Küste von Südamerika segelte: Charles Darwin. Und damit finden wir bestätigt, was die meisten von uns wohl

schon lange vermuten. Die Stadt Darwin erhielt ihren Namen tatsächlich von dem Herrn, der aufgrund seiner Evolutionstheorie zu einer der berühmtesten Persönlichkeiten der Geschichte gehört.

1901 machte sich im Territory der europäische Rassismus gravierend bemerkbar. Es trat der klassische Fall *Als man sie brauchte, waren sie willkommen, als man sie nicht mehr brauchte, sollten sie gefälligst verschwinden* ein. 1874 wurde bei Pine Creek Gold entdeckt. Um an das begehrte Metall heranzukommen, benötigte man billige Arbeitskräfte. Wie in den USA griff man auch hier auf die Chinesen zurück. 1874 trafen die ersten 200 Arbeiter ein, 1888 waren es schon 7000. Dabei beschränkten sie sich nicht nur auf die Arbeit in den Goldminen, sondern beherrschten bald die gesamte Wirtschaft des Territoriums. Und so startete man die sogenannte Politik des *Weißes Australiens*, und zwanzig Jahre später war die Zahl der Chinesen auf 355 gesunken.

„Aber auch die Ureinwohner sind nicht weiß!“ mag der eine oder andere Leser nun anmerken, und er hat recht. Noch in den 30er Jahren des Zwanzigsten Jahrhunderts gab es blutige Massaker unter den Aboriginies. Bezüglich gewisser Dinge ist die Geschichte der weißen Australier nicht ganz so bekannt wie die der weißen Amerikaner, aber sie ist nicht weniger beschämend.

Machen wir einen großen Zeitsprung, der uns mitten hinein in die Wirren des Zweiten Weltkrieges versetzt. Australien blieb davon nicht verschont, und noch heute kann man an manchen Orten Blindgänger finden, unter anderem Rohrbomben, die bei falscher Behandlung böse Folgen für den unvorsichtigen und neugierigen Betrachter haben können. Im Krieg diente Darwin als nördliche Verteidigungslinie. Zu diesem Zweck hatte man die an der Küste gelegenen Missionen in Beobachtungsposten umgewandelt.

Die militärische Unterstützung auf dem Meer und aus der Luft war eher dürftig, richtig verteidigen konnte man Darwin mit dem Militär, das hier stationiert war, eigentlich nur zu Lande. Man erwartete den Einmarsch der Japaner und hatte vorgesorgt. Zumindest zu Lande. Ich verstehe nicht viel von der Kriegsführung, aber aufgrund seiner geographischen Lage scheint mir die Gefahr, die Nordaustralien drohte, vom Meer her bedeutend größer gewesen zu sein als vom Lande.

Der 19. Februar 1942 wurde zu einem traurigen Tag in der Geschichte Darwins. Denn an diesem Tag morgens um halb zehn wurde die Stadt von fast 200 japanischen Flugzeugen angegriffen. Die Angreifer überflogen die Bathurst Inseln, woraufhin die hier angesiedelte Mission eine Warnung nach Darwin schickte. Kaum 20 Minuten später hatten die Flugzeuge die Stadt erreicht. Die Warnung kam viel zu spät und wurde offenbar gar nicht beachtet.

22 Schiffe wurden versenkt, 243 Menschen getötet, davon 37 Zivilisten. In den vorhergehenden Monaten hatte es Massenevakuierungen gegeben, ohne die die Zahl der getöteten Zivilisten bei weitem höher gelegen hätte. Zwei Jahre lang gehörten die Angriffe der Japaner von nun an zum Alltag. Allein 64 Angriffe wurden über Darwin geflogen.

Knapp dreißig Jahre später gelangten während und nach dem Vietnamkrieg zahlreiche vietnamesische Flüchtlinge nach Australien. Viele ließen sich im Northern Territory nieder. Hinzu kamen Flüchtlinge aus Timor und sorgten gemeinsam mit den Boat People aus Vietnam, den Aboriginies und den Auswanderern aus der ganzen Welt dafür, daß Darwin tatsächlich eine multikulturelle Stadt wurde.

1974 machte die Natur der kleinen Stadt ein besonderes Weihnachtsgeschenk: Tracy. Hinter dem hübschen Namen verbirgt sich ein Zyklon, der mit Windgeschwindigkeiten von mindestens 217 km/h über Darwin hinwegfegte. Ob Tracys Gewalt noch größere Ausmaße annahm, konnte nicht mehr festgestellt werden, nachdem sie dem Meßgerät den Garaus gemacht hatte. Insgesamt 65 Menschen kamen an diesem wenig Heiligen Abend zu Tode, woraufhin eine wahre Massenflucht einsetzte. Binnen einer Woche schrumpfte die Bevölkerung von 46.000 auf 11.000 Einwohner.

In den folgenden Jahren kehrten viele der Einwohner zurück, von der ursprünglichen Leichtbauweise aber hielt man von nun an Abstand. Die tropischen Bambushäuser wichen festen Steinhäusern, nachdem Tracy die Stadt praktisch dem Erdboden gleich gemacht hatte. Der Zyklon, den die

unerbittliche Natur Darwin zum Geschenk gemacht hatte, lehrte die Menschen, sie - die Natur - niemals zu unterschätzen.

Darwin, das kleine gemütliche Nest am Rande des Indischen Ozeans. Man muß es einfach erlebt haben. Noch vor ein paar Monaten habe ich gesagt: „Nein, in Darwin möchte ich nicht wohnen.“

Das war zu einer Zeit, zu der mir lediglich der Name ein Begriff war, kurz nachdem ich einen Film über den *Fluß der tausend Tode* gesehen hatte. Er trägt diesen bedeutungsvollen Namen, weil es dort derartig viele Krokodile gibt, daß sie durch die Kanalisation bis in die nächste Stadt vordringen. Die nächste Stadt heißt...? Richtig, sie heißt Darwin.

Grundsätzlich sind Salties Einzelgänger. Solange genug zu fressen, aber zu wenig Platz vorhanden ist, was nicht selten vorkommt, arrangieren sie sich trotzdem miteinander. Der Fluß der tausend Tode - den Ursprung dieses Namens noch näher zu erklären, dürfte überflüssig sein - ist zu voll, so daß die Tiere auch von dort ausweichen müssen. Vielleicht hatte man in den Film ein wenig übertrieben, denn ich habe (leider) kein einziges Krokodil gesehen.

Wie auch immer, ein Krokodil im Gully, die Vorstellung fand ich nicht so reizend. Das war vor ein paar Monaten. Und damit war mein Wissen über Darwin auch schon erschöpft. Heute, nachdem ich es selbst erlebt habe, bin ich drauf und dran, mir ein Ferienhaus in Australien zuzulegen. Idealerweise im Northern Territory, bestenfalls ein wenig außerhalb in der Wildnis. Darwin aber ist die Ausnahme. Darwin ist die Stadt, in der ich mich mit Freuden niederlassen würde. Auch mit Salties im Abfluß.

KAPITEL NEUN

IM LANDE DER SALTIES

Die Gattung Mensch versetzt mich immer wieder in Erstaunen. Seit 250 Millionen Jahren leben Krokodile auf dieser Erde. Damit sind sie - selbst am Alter der Erde gemessen - verdammt alt. Seit über 60 Millionen Jahren haben sie sich praktisch nicht verändert, die Evolution ist beinahe spurlos an ihnen vorüber gegangen. Die Natur hat ihnen zahlreiche Steine in den Weg gelegt, denn sie haben die Stein- und die Eiszeit erlebt, das Jura, die Kreidezeit. Welche Zeiten sie noch durchgestanden haben, kann ihnen ein Archäologe besser sagen als ich. Tatsache ist, daß es der Natur trotz aller Bemühungen nicht gelungen ist, sie zu vernichten. Der Mensch aber, der hat nicht einmal zweihundert Jahre gebraucht, um sie an den Rande der Ausrottung zu bringen. Erfreulicherweise wurden sie 1971 unter Schutz gestellt, so daß ihre Zahl in den vergangenen Jahren immer weiter gestiegen ist.

Um es gleich vorweg zu sagen: Wir haben keine Salties gesehen. Aber gewarnt wurden wir mehr als einmal vor ihnen. Am Fog Dam zum Beispiel, ein Regenwald zwischen Darwin und Kakadu National Park. Gleich zu Beginn des Wanderweges führt ein Holzsteg über einen kleinen Fluß, und die Besucher werden darauf hingewiesen, diesen Steg nicht zu verlassen. Insbesondere während der Regenzeit, wenn die gesamte Landschaft mehr oder weniger unter Wasser steht, könne man auf diese Weise Salzwasserkrokodile anlocken, die sich der für die Zweibeiner gedachten Stege und Wege bemächtigen.

Zu Anfang war mir ein wenig mulmig, so daß ich ab und zu einen mißtrauischen Blick nach rechts und links warf. Es war unser erster Tag in Australien, so daß die Gefahr giftiger und anderer gefährlicher Tiere ganz vorn in meinem Bewußtsein hockte. Immerhin befanden wir uns nun in einem dichten Regenwald, über uns ein Blätterdach, das nur wenig Sonne hindurchließ, unter uns zahlreiche Pfützen und feuchte Erde, in der sich nicht nur Salties wohlfühlen. Ständig rechnete ich damit, daß mir irgend etwas oder irgend jemand in den Nacken fiel.

Nach einer Weile ging der aufgeweichte Weg in einen Holzsteg über. Diese Stege findet man in Australien immer wieder in den Nationalparks. Auf diese Weise wird das empfindliche Gleichgewicht der Natur nicht gestört, denn kein Besucher kommt mit Fauna oder Flora in Berührung.

Der Steg war teilweise mit Maschendraht überzogen. Während der Regenzeit steht er häufig unter Wasser, so daß das Holz durch Feuchtigkeit und entstehende Moose glatt wird.

Als wir tiefer in den Wald eindringen, schien es, als überquerten wir einen Fluß oder einen See. Dem widersprachen aber die zahlreichen Bäume ringsum. Kaum zu glauben, daß die Seenlandschaft um uns herum während der Trockenzeit ein ganz normaler Farnwald ist, denn der Steg führte nicht mehr etwa durch Matsch und Pfützen. Um uns herum war nur noch Wasser, in dem die Bäume standen.

Der Wald endete nach einer Weile in einem Meer von Wasserpflanzen mit gigantisch großen Blättern. Hier hatte man den Steg mit einem Geländer aus Stahlseilen begrenzt. Die genaue Bedeutung dieser Stahlseile kenne ich nicht. Ich glaube nicht, daß sie die Besucher oder deren Kinder daran hindern sollen, ins Wasser zu springen oder zu fallen, denn es gab tückische Stellen, an denen

der Steg nicht gesichert war. Ich denke eher, daß hier die Gefahr durch Salties größer ist, denn in dem dichten Wald von Wasserpflanzen bieten sich ideale Gelegenheiten für die Tiere, sich anzupirschen. In weiter Entfernung beobachtete ich einige der riesigen Blätter, die sich heftig bewegten.

„Das ist der Wind“, sagte Mike.

Glaub ich nicht, denn die Blätter sind viel zu schwer, um vom Wind bewegt zu werden. Davon abgesehen stand die Luft absolut still, kein Wind regte sich.

„Ein Baramundi“, schlug Mike vor.

Ebenfalls nicht sehr wahrscheinlich. Zugegeben, ein Baramundi kann eine Größe von 1,50 m erreichen, aber die Blätter bewegten sich gleichzeitig auf einer Fläche von mehreren Metern. Ich weiß nicht, ob es ein Saltie war. Es spricht einiges dafür, denn während ich mit den Augen der Spur von Bewegungen folgte, die das Tier hinterließ, stellte ich fest, daß es sich gemächlich zwischen den Stengeln hindurch bewegte. Es zeigte sich nicht, und weder ich noch Mike waren bereit, hinüber zu schwimmen und die Sache näher zu erforschen.

Besonders im Kakadu wird immer wieder davor gewarnt, in den Flüssen zu schwimmen, unmittelbar am Ufer zu picknicken oder Fleisch bzw. Fisch im Wasser zu waschen. Aber es gibt immer wieder selbsternannte Abenteurer, die den besonderen Kick suchen. Eine Zeitlang war es sehr modern, dort schwimmen zu gehen, wo ein Schild davor warnt. Wieviele ihr Abenteuer mit dem Leben bezahlten, weiß ich nicht. Allerdings fand meines Wissens nach nicht jeder den Weg zurück ans Ufer.

Im Fogg Dam ist das Saltie ohne Zweifel der König der Tiere. Gegen die Menschen durchgesetzt haben sich dagegen die Magpiegänse. In den 50er Jahren des Zwanzigsten Jahrhundert versuchte man in Humpty Doo - der Ort mit diesem unvergeßlichen Namen existiert auch heute noch - Reis anzubauen. Teils waren es die Menschen selbst, die sich Steine in den Weg legten, aber es waren die Magpiegänse, die die Ernte zerstörten und dem Projekt damit ein vorzeitiges Ende setzten. Dort, wo damals Reisfelder standen, befindet sich heute der Fogg Dam. Und da sag noch einer Dumme Gans!

KAPITEL VIERZEHN

NIE WIEDER TRAVELLERSCHECKS!

Travellerschecks mögen gewisse Vorteile haben. Wir kennen sie alle, diese Vorteile, denn sie werden uns gerade zur Urlaubszeit täglich im Werbefernsehen um die Ohren gehauen. Erinnern Sie sich noch an die beiden Urlauber, die ihrer gesamten Reisekasse beraubt wurden? Der eine hat Travellerschecks, der andere nicht. Dem einen werden seine Schecks ersetzt, für den anderen ist der Urlaub gelaufen.

Schön, schön, aber darf ich an dieser Stelle auch an die Dame erinnern, die nur mit einem Badeanzug bekleidet in einer Boutique eine Sonnenbrille kauft und den unvergeßlichen Satz prägt: „Ich möchte zahlen.“

„Und wie?“ fragt der Verkäufer, während ihm nicht nur vor Verwunderung die Augen aus den Höhlen treten.

Die Dame zieht ihre Kreditkarte aus ihrem Badeanzug und sagt: „Mit meiner Visakarte.“

Haben Sie das schon einmal mit Travellerschecks versucht? Ich nicht. Ich werde es auch niemals tun. Nicht zuletzt aus dem einfachen Grund, über den ich sie, verehrter Leser, bereits mit dem Titel dieses Kapitels aufgeklärt habe.

Damit hätten wir schon den ersten Nachteil von Travellerschecks. Es gibt zweifellos Orte, an die man weder die Schecks noch die dazugehörigen Formulare mitnehmen kann. Dieses Problem wäre noch relativ einfach zu lösen. Ein Wagen bietet allerlei Möglichkeiten, Kleinkram und Papiere so zu verstecken, daß ein Dieb das komplette Fahrzeug zerlegen muß, um sie zu finden. Je nachdem, welches Versteck man wählt, sollte man die Schecks aber auf keinen Fall vergessen, wenn man den Wagen startet. Vergessen Sie niemals: Travellerschecks sind aus Papier, und Papier brennt.

Doch, sie können es getrost vergessen, wenn Sie meinen Rat befolgen. Denn dann schaffen Sie sich rechtzeitig eine Kreditkarte an, bevor sie den europäischen Kontinent verlassen. Rechnet man alle Gebühren zusammen, die sich beim Gebrauch von Travellerschecks anhäufen, so lohnt sich die Anschaffung einer Kreditkarte möglicherweise auch finanziell. Könnte man Nerven in Geldwert berechnen, so würde sich die Frage gar nicht erst stellen.

Ich erinnere mich noch an eine Radiowerbung, die ich erst kürzlich - nach dieser Reise - gehört habe. Da wurde tatsächlich in Verbindung mit Australien für Travellerschecks geworben. Ich muß gestehen, daß ich mir ein herzhaftes Lachen nicht verkneifen konnte. Da hieß es, daß Travellerschecks in ganz Australien kostenlos ersetzt werden. Selbstverständlich werden sie das. Allerdings muß man zuerst einen Ort finden, an dem sich eine Filiale des Unternehmens befindet, die die Schecks ausgestellt hat. In der Regel tut es auch eine Bank, aber auch die findet man kaum in der Einöde. Man bedenke, daß Australien ein Kontinent ist und kein Dorf. Und wenn sich die Bank weigert, die Schecks einzulösen? Nun, dann steht man mitten in der Wüste ziemlich im Regen...

Aber kehren wir einmal der bunten Welt der Werbung und der grauen Welt der Theorie den Rücken zu. Denn was ich Ihnen hier eigentlich bieten möchte, sind: **FAKTEN, FAKTEN, FAKTEN!** Beginnen wir also ganz von vorn:

In Darwin fanden wir ohne Probleme ein Reisebüro, in dem wir unsere Travellerschecks einlösen konnten. Hier gab man uns außerdem eine Liste mit den Orten und Adressen, an denen wir unsere Schecks zu Bargeld machen konnten. Daß wir sie in jeder kleinen Klitsche als Zahlungsmittel einsetzen konnten, darauf wollten wir uns lieber nicht verlassen. Fatalerweise verstaute ich die Liste an einem sicheren Ort, statt sie an Ort und Stelle zu studieren.

Nun machen wir einen Zeitsprung von vierundzwanzig Stunden. Wir befinden uns in Frontier Kakadu Village, im Souvenirshop habe ich soeben viel Geld gelassen. Kein Problem, denn ich besaß noch genügend Travellerschecks und etwas Bargeld, wollte aber wissen, ob wir noch vor Alice Springs in der Nähe des Ayers Rock Gelegenheit hatten, an Bargeld zu kommen. Daß sich spätestens in Alice Springs eine solche Chance bieten würde, davon ging ich aus. Immerhin ist sie eine der bekanntesten und wichtigsten Städte in Australien. Aber irren ist menschlich.

Ich studierte die Liste, mein Herz setzte für einen Moment aus, ich schnappte nach Luft, wurde vermutlich kreidebleich, während die Zahnräder in meinem Kopf mit rasender Geschwindigkeit ineinander griffen, um dort nach einer Lösung zu suchen, wo weit und breit keine war. Um genau zu sein, befand sich die Lösung rund zweihundert Kilometer entfernt, in Darwin. Zweihundert Kilometer, die wir eben erst hinter uns gelassen hatten.

Im Zeitdruck waren wir ohnehin schon, denn unser Reisebüro in Deutschland hatte den Mietwagen schon für den 15. März gebucht, obwohl unser Flieger erst am 16. März landete. Da wir den Wagen somit auch einen Tag früher als geplant wieder abliefern mußten, ging dieser Tag unweigerlich verloren. Zurück nach Darwin fahren kam nicht in Frage.

Die zweite, noch unmöglichere Lösung hieß Adelaide. Denn auf unserer Strecke existierte zwischen Darwin und Adelaide nicht ein Reisebüro, in dem wir unsere Travellerschecks umtauschen konnten. Darwin befindet sich, wie wir bereits wissen, im äußersten Norden des Northern Territory. Ebenso wie Darwin besitzt auch Adelaide den Status einer Hauptstadt. Adelaide ist die Hauptstadt von South Australia und liegt nicht weit von der Great Ocean Road entfernt an der Südküste Australiens. Haben Sie schon eine ungefähre Vorstellung, wie weit die beiden Orte voneinander entfernt liegen? Die Rechnung ist ganz einfach: Der Stuart Highway beginnt in Darwin und endet in Adelaide. Dazwischen liegen knapp viertausend Kilometer und zahlreiche Souvenirshops. Ganz zu schweigen davon, daß weder wir noch unser Wagen allein von Luft und Liebe leben konnten.

Eine dritte Möglichkeit nahm irgendwo am Horizont Gestalt an: Vielleicht gab es doch noch einen Ort, an dem wir unsere Schecks loswerden konnten. Eine Möglichkeit, die wir vielleicht nicht kannten. In irgendwelche Banken setzten wir zu diesem Zeitpunkt keinerlei Hoffnung, denn diese hatte man schon in Darwin im Keim erstickt. Aber vielleicht, so hoffte ich, wissen die Einheimischen mehr als wir.

Mit dem Mut der Verzweiflung, der für Hemmungen oder Sprachbarrieren keinen Platz mehr ließ, betrat ich die Rezeption von Frontier Kakadu Village. In einem Englisch, über das ich selbst nicht wenig staunte, legte ich unser Problem dar und fragte, ob es irgendwo in Katherine oder Alice Springs eine Bank gäbe, die uns von den unglückseligen Travellerschecks erlösen würde.

In Jabiru gäbe es eine Bank², sagte man uns, die nehmen auch Travellerschecks. Der Tag - nein, die Woche - war gerettet. Um unser Glück vollkommen zu machen, bot man uns an, unser deutsches Geld an Ort und Stelle zu wechseln. Bevor die Seifenblase zerplatzen konnte, raffte ich meine Notgroschen von vierhundert Mark zusammen. Eigentlich hatte ich sie bis zuletzt aufheben wollen, als eiserne Reserve sozusagen. Was soll's, die Not konnte kaum größer sein, und so wurde aus der eisernen Reserve der Notgroschen und aus dem Notgroschen der Rettungsanker.

„She's pretty“, sagte die Angestellte an der Rezeption und betrachtete die Dame auf meinem Hundertmarkschein. Deutsches Geld hielt sie wohl zum ersten Mal in der Hand.

² Wenden Sie sich in Australien am besten an die ANZ Bank, denn dort haben Sie die größten Chancen, daß Ihr Problem, wie immer es auch geartet ist, gelöst wird.

„I don't know who she is“, erwiderte ich, packte meine neu erworbenen Dollarnoten und rauschte mit einem seligen Honigkuchenpferdgrinsen auf dem Gesicht zurück zum Souvenirshop. Währenddessen reifte in meinem Kopf der Entschluß: „Nie wieder Travellerschecks!“

KAPITEL ACHTZEHN

KAENGURUH, KOALA, KOOKABURRA UND KO. - DIE TIERE AUSTRALIENS

Der Kookaburra, Laughing Jack oder Lachender Hans

Es begab sich einst vor langer Zeit, als die Erde noch jung war, da beschloß die Natur, einen ungewöhnlich großen Vogel zu schaffen. Er sollte zu den Kingfishern³ zählen, und er sollte der größte aller Kingfisher sein. Als sie ihr Werk vollendet hatte, betrachtete sie den Vogel, der sie ihrerseits mit interessiertem Blick beobachtete. Mit diesem Blick betrachtet der Kookaburra auch heute noch manch interessierten Menschen. Dabei liegt etwas Geheimnisvolles und Wissendes in seinem Blick. Vielleicht ist es das Wissen um die äußere Erscheinung der Mutter Natur, denn nur wenige haben eine Ahnung, wie sie aussieht.

Mutter Natur war nicht ganz zufrieden mit ihrem Werk. 'Er ist zu groß', dachte sie bei sich.

Vielleicht ahnte sie schon, daß die sogenannten *zivilisierten Menschen*, die erst viel später den australischen Kontinent betreten sollten, den Kookaburra wie jedes andere Tier in eine Schublade stecken würden. Wie aber sollte ein solch gigantischer Vogel in eine Schublade mit den verhältnismäßig kleinen Kingfishern in eine Schublade passen?

Und so beschloß die Natur, den viel zu großen Vogel wieder zu schrumpfen. Er wurde kleiner und kleiner, und obwohl er noch immer der größte aller Kingfisher blieb, hob er sich nun nicht mehr ganz so sehr von seinen Verwandten ab. Die Natur beendete ihr Werk und betrachtete andächtig das wunderschöne blau schimmernde Gefieder des Vogels.

Als ihr Blick nach oben wanderte, erschrak sie. In ihrer Verzückung hatte Mutter Natur den Kopf vergessen. Noch immer von grotesker Größe thronte das viel zu große Haupt auf dem viel zu kleinen Körper. Schnell schrumpfte sie auch den Kopf, ehe sie aber Kopf und Schnabel der Körpergröße des Vogels anpassen konnte, war dieser sichtlich zufrieden mit seinem Aussehen und flog davon.

So kam es, daß die Natur ihren Fehler nicht mehr beheben konnte. Und noch heute sind Kopf und Schnabel des Kookaburra ungewöhnlich groß.

Wenn man den Kookaburra - auch bekannt als Lachender Hans oder Laughing Jack - beschreibt, dann würde im Kopf des Zuhörers vermutlich ein ziemlich unschönes Bild von einer seltsamen Mutation entstehen. Tatsächlich ist der Kopf im Vergleich zum Körper sehr groß. Dieses Phänomen kann man bei allen Eisvögeln beobachten, allerdings ist der Kookaburra tatsächlich der

³ Kingfisher: australischer Name für den Eisvogel

größte Eisvogel. Auch die Extreme sind beim Kookaburra noch extremer als bei seinen Verwandten. Aber der Kookaburra ist nicht häßlich, im Gegenteil.

Da sich Eisvögel gern von Fischen ernähren, kommt ihnen der große Schnabel sehr zugute. Nicht zuletzt darauf beruht wohl auch ihre ausgefeilte Kunst des Fischens und damit ihr australischer Name *Kingfisher*.

Im Gegensatz zu seinen kleineren Verwandten siedelt sich der Kookaburra auch weit entfernt von Gewässern an. Neben Fischen frißt er auch größere Insekten, andere wirbellose Tiere, Reptilien, Frösche, Krabben, kleine Säugetiere und junge Vögel. Ab und zu verschwindet auch eine giftige Schlange in seinem Schnabel. Da der Kookaburra ein natürlicher und rein australischer Schädlingsbekämpfer ist, wurde er auch in Tasmanien und Westaustralien angesiedelt.

Wie viele Vögel kann auch der Kookaburra ein stattliches Alter von mehr als zwanzig Jahren erreichen. Die Jungen bleiben bis zu vier Jahren bei den Eltern und helfen mit, den folgenden Nachwuchs aufzuziehen. Ein Verhalten, das ich bisher nur von Greifvögeln kenne. Zudem sind sie monogam und bleiben ein Leben lang zusammen. Fremdgehen nicht ausgeschlossen, denn der Seitensprung wird auch unter Vögeln rege praktiziert, wobei sie ebenso wie Menschen viel Wert darauf zu legen scheinen, vom Ehepartner nicht erwischt zu werden. Bei Vögeln, die in großen Gemeinschaften leben, kann man dies besonders gut beobachten. Entfernt sich einer der Partner, rückt auch schon ein Nachbar an, um sich mit dem Strohwitwer zu amüsieren.

Den ersten Kookaburra, dem wir begegneten, den beförderte Mike um ein Haar ins Jenseits. Kein besonders schöner Gedanke, aber der Kamikazeflieger muß einen talentierten Schutzengel gehabt haben.

Es begab sich im Kakadu, nur wenige Meilen hinter einer Ranger Station. Ein mittelgroßer Vogel donnerte mit einem Getöse, das ich in meinem Leben nicht noch einmal hören möchte, gegen unseren Camper, wurde hinauf bis auf die Scheibe geschleudert und driftete dann zur Seite weg. Ich konnte ihn lange genug sehen, um die blau schillernden Flügel zu erkennen. Es war ohne Frage ein Kookaburra.

„Das war ein Lachender Hans“, sagte ich. Erfreut über die Art dieser ersten Begegnung mit einem der Wahrzeichen Australiens war ich nicht gerade. Ich glaube, meiner Stimme hörte man das deutlich an.

„Ich konnte nichts tun“, begann Mike sofort, sich zu verteidigen.

Selbstverständlich hatte er Recht, aber das machte den Gedanken, den ich nun in Worte faßte, nicht gerade angenehmer: „Den ersten Kookaburra, den wir sehen, fahren wir tot.“

„Ich glaube nicht, daß er tot ist“, widersprach Mike. „Vielleicht verletzt, aber nicht tot.“

Nun kennen wir uns doch alle ein wenig in der Natur aus. Wenn wir die Sache einmal realistisch betrachten, so sind die Überlebenschancen für einen Vogel, der verletzt irgendwo am Straßenrand liegt, nicht besonders groß. Ein gebrochener Flügel ist nicht unwahrscheinlich, wenn ein Vogel gegen ein Auto fliegt. Und ein gebrochener Flügel ist gleichzusetzen mit einem Todesurteil.

Langer Rede, kurzer Sinn: Wir fuhren langsam zurück, fanden aber nichts. Wir suchten zu Fuß mehrmals den Straßenrand ab und fanden noch immer nichts. Einen mittelgroßen und derart auffälligen Vogel konnten wir unmöglich übersehen. Wir können also sicher sein, daß unser Beinahe-Opfer mit einem höllischen Schrecken davongekommen ist. Andernfalls hätten wir ihn zu der Rangerstation gebracht, die wir kurz zuvor passiert hatten.

Dem zweiten Kookaburra, dem ich allein auf dem Zeltplatz des Katherine Gorge begegnete, war die Kunde von dem beinahe tödlichen Unfall offenbar schon zugetragen worden. Zumindest behauptete er sich so, denn er wich mir hartnäckig aus. Meine Argumente, daß ich doch nun ganz allein und vor allem ohne Auto unterwegs wäre, fruchteten ebenso wenig wie die Tatsache, daß ich den Wagen nicht einmal gesteuert hatte. Er zog von dannen, ohne auf meine freundliche Einladung einzugehen.

Der dritte Kookaburra schließlich, der benahm sich völlig anders. Als säße er Modell für ein Gemälde hockte er auf einem einsamen Ast in der Nähe eines kleinen Baches im Katherine Gorge. Wie man sich einen Eisvogel vorstellt, saß er da und betrachtete scheinbar unbeteiligt die urwüchsig-ge Landschaft um sich herum. Ganz langsam ging ich auf den Vogel zu. Ab und zu hob ich meine Kamera und schoß ein Bild nach dem Motto *Besser ein Foto aus der Ferne als gar kein Foto*.

Wer auf die australischen Tiere so zugeht, wie man es in Deutschland lernt, der kann ziemlich sicher sein, einige faszinierende Tieraufnahmen mit nach Hause zu nehmen. Denn die Tiere Australiens kennen kaum Scheu. Einen gewissen Sicherheitsabstand behalten sie sich allerdings vor. Wenn dieser Sicherheitsabstand vom Menschen nicht eingehalten wird, dann hüpfen, fliegen, laufen, huschen - oder wie immer sie sich auch fortbewegen - sie ein Stückchen weiter und gehen wieder ihren Beschäftigungen nach. Daß ein Tier auf Nimmerwiedersehen verschwindet, ist unwahrscheinlich, solange man sich ihm mit einer gewissen Vorsicht nähert.

Unser Kookaburra blieb seelenruhig auf seinem Ast sitzen, bis ich nahe genug war, um ihn zu berühren. Ich hab es nicht getan, denn verscheuchen wollte ich ihn auf keinen Fall. Statt dessen begann ich mit ihm zu reden. Ich bin sicher, daß er mich schon lange vorher bemerkt hatte, lange bevor ich das zu ihm sagte, was wohl jeder Besucher zu ihm sagt. „Lach mal“, forderte ich ihn auf. „Lach für mich.“ Ich war schrecklich neugierig, denn ich hatte bisher noch nie einen Kookaburra lachen gehört. Ich wußte nicht annähernd, wie es klingt.

Er wollte nicht lachen. Gehört habe ich es zum ersten Mal erst Wochen später in Victoria. Es klingt ein wenig wie ein Mensch, der das Lachen eines Schimpansen nachahmt: „Huhu, haha, hihi.“ Dabei spricht er die einzelnen Worte so deutlich aus, als ahme er seinerseits die menschliche Sprache nach.

Nachdem wir unser Abenteuer *Stuart Highway* nach zwei Wochen beendet hatten und bei Eligio und Aline wieder unter einem festen Dach lebten, wußte ich noch immer nur, *daß* der Kookaburra lacht, aber ich wußte noch immer nicht, *wie* er lacht.

Eligio begrüßte uns allmorgendlich mit den Worten: „Habt ihr den Kookaburra gehört?“

Selbstverständlich hatten wir ihn nicht gehört, denn wir hielten unser Fenster stets geschlossen, um unerwünschten Besuchern keinen Einlaß zu gewähren. Der Kookaburra, von dem Eligio sprach, begrüßte zuverlässig wie ein Hahn jeden Morgen zwischen sieben und halb acht den neuen Tag. Dann endlich, während ich und Mike Pineapples für das abendliche Kaminfeuer sammelten, hörte ich das unverkennbare Gelächter, so unverkennbar, daß ich sofort wußte, wer da lachte. Wie zur Bestätigung sah ich ihn in einem Baum sitzen.

Der Kookaburra im Katherine Gorge lachte nicht, aber er tat etwas anderes, etwas Faszinierendes. Er sah mich an. Das allein mag noch nicht besonders faszinierend sein. Es war vielmehr die Art und Weise, wie er mich ansah. In seinem Blick lag eine derart menschliche Intelligenz, die ich bisher nur ein einziges Mal bei einem Tier gesehen habe, einem Mönchsgeier in einem deutschen Wildpark.

„Laugh for me“, sagte ich zu dem Kookaburra.

Es war, als verstünde er jedes Wort, das ich sagte. In seinem Blick lag so etwas wie amüsiertes Mitleid. Als wolle er sagen: „Hör mal, jeder Besucher sagt das zu mir. Du bist nicht der erste, und du wirst auch nicht der letzte sein. Jeder will, daß ich für ihn lache. Aber entschuldige mal, ich bin doch nicht euer Clown, oder?“

Wo er Recht hat, hat er Recht. Und ich werde das Gefühl nicht los, daß er auf irgendeine Art und Weise wirklich wußte, was ich zu ihm sagte. So wie er hat mich noch kein Tier angesehen, so als wolle es mit mir reden.

Die Vögel

Die Vögel im allgemeinen - insbesondere die kleineren Schwarmvögel - scheinen von Staat zu Staat ihre eigenen Verkehrsregeln zu haben. Im Northern Territory entpuppten sie sich als echte Kamikazeflieger. *Fliegendes Suizidkommando* hat Mike sie ganz richtig genannt. Sie sitzen am Straßenrand, warten auf ein Auto und fliegen dann auf die Straße, nachdem sie genau den richtigen, den tödlichen Moment abgepaßt haben.

Im Süden Australiens fliegen die Vögel ebenfalls gleichzeitig mit den Autos auf, allerdings neigen sie hier dazu, in die andere Richtung zu fliegen, statt sich in den sicheren Tod zu stürzen. Es war wohl mehr Glück als Planung, daß wir nur ein einziges Mal mitten in einen solchen Schwarm hineingefahren sind. Meistens konnten wir noch rechtzeitig bremsen, so daß lediglich die Schwanzfedern der Vögel ein wenig in Unordnung gerieten.

Eine Ironie des Schicksals sorgte dafür, daß der einzige tödliche Zusammenstoß im Süden geschah, dort, wo die Vögel eigentlich weniger lebensmüde veranlagt sind als im Norden. Interessant, daß auch die Vögel von Staat zu Staat verschiedene Verkehrsregeln kennen.

Kakadus

Kakadus gibt es in Australien in verschiedenen Farben und Variationen. Da sind zum einen die bei uns wohl bekanntesten Gelbhaubenkakadus mit weißer Grundfarbe. Dann gibt es noch die rosa Kakadus mit sehr viel kleinerem Wuchs als ihre weißen Verwandten. Und es gibt sogar schwarze Kakadus. Letztere sind mit rund 66 cm nicht nur die größten der elf in Australien beheimateten Kakaduarten, sondern auch die am seltensten anzutreffenden. Zum ersten Mal von ihnen gehört habe ich in einem Buch von Vogelfanatiker Eligio. Wenige Tage später sah ich einen Schwarm zumindest aus der Ferne. Ein kleines Wunder, denn schwarze Kakadus findet man fast nur noch auf Kangaroo Island.

Kakadus sind wie alle Papageien hervorragende Kletterer. Dafür setzen sie ihre Füße ein, denn mit ihren jeweils zwei Zehen vorn und hinten können sie dünnere Äste regelrecht umklammern. Außerdem ist ihr Schnabel sehr viel beweglicher als der anderer Vögel, so daß auch dieser als Kletterwerkzeug eingesetzt wird.

Wenn es darum geht, eine Brutstätte zu finden, können Kakadus ziemlich dreist und mutig werden. Selbst Beuteltiere, die die Größe einer Katze erreicht haben, werden notfalls aus ihren Höhlen vertrieben.

Es ist mir leider nicht gelungen, einen Kakadu aus der Nähe zu fotografieren, denn die meisten Vögel sind, wenn man sich ihnen zu Fuß nähert, eher scheu. Der Kookaburra im Katherine Gorge mag eine Ausnahme gewesen sein, die meisten Vögel blieben sehr beharrlich, wenn es um ihren Sicherheitsabstand ging. Trotzdem wäre dieses Buch nicht vollständig, wenn ich sie nicht erwähnen würde, denn die Kakadus habe ich lieben gelernt.

Abend für Abend habe ich sie gesehen und vor allem gehört, wenn sie in großen Schwärmen von einem Baum zum anderen flogen. Dabei blieben sie dicht zusammen, damit keiner von ihnen verloren ging. Mit lautem Geschrei flogen sie in einem Pulk auf, flogen noch immer schreiend bis zum nächsten Baum und verstummten. Eine Weile herrschte Ruhe, bis die Horde sich entschloß, den nächsten Baum aufzusuchen. So ging es eine Weile weiter, bis sie endlich einen Baum als Gemeinschaftsschlafzimmer ausgewählt hatten. Still sind sie aber noch lange nicht, denn nun wird um die besten Schlafplätze gestritten.

Kakadus entwickeln ein sehr ausgeprägtes Gesellschaftsbewußtsein. Wird einer von ihnen auf einem Baum vergessen oder geht unterwegs verloren, dann bleibt er allein irgendwo sitzen und schreit. Er schreit so lange, bis der ganze Schwarm zurückkehrt, um ihn abzuholen.

Nur zum Brüten trennt sich das Paar der Gelbhaubenkakadus vom Schwarm. Die kleineren Rosa Kakadus bleiben selbst beim Brüten im Schwarm.

Am Dunmarra Roadhouse konnten wir früh am Morgen eine Gruppe Rosa Kakadus beobachten, die auf der Erde nach Eßbarem suchte. Da sie am Boden noch mehr als in der Luft ihren Feinden wie Schlangen und Waranen ausgesetzt sind, werden Wachtposten abgestellt. In der Luft droht ihnen lediglich von den riesigen Keilschwanzadlern Gefahr. Auf der Erde sind sie auch den Menschen gegenüber ziemlich scheu. Selbst die fressenden Tiere verließen sich nicht blind auf ihre Wachtposten. Sie waren sehr vorsichtig und ließen uns nicht allzu nahe an sich heran.

In Horsham/South Australia hatten wir unser eigenes Nachtquartier unter einem Baum bezogen, in dem ein Schwarm Kakadus schlief. Mitten in der Nacht erwachte einer von ihnen - vielleicht hatte er schlecht geträumt - und begann zu schreien. Ein paar seiner Artgenossen erwachten ebenfalls, schrien aus Loyalität eine Weile mit, dann kehrte wieder Ruhe ein, und die Kakadus schliefen weiter.

Der Wortschatz der wildlebenden Kakadus ist beachtlich. Da ist zum einen ein zickiges Meckern, das augenblicklich beantwortet wird. Mit diesem Meckern unterhalten sie sich offenbar un-

tereinander, denn es ist der Laut, den man am häufigsten hört. Kakadus sind echte Quasselstrippen, auch oder gerade ohne menschliches Zutun. Selbst Hunde können sie imitieren. Wenn sich zwei Tiere in der Wille haben, dann wird gebellt und geknurr, daß so mancher kleine Schoßhund einpacken kann. Und sogar einen unwilligen *Dann-eben-nicht*-Ton haben sie drauf.

Wenn Sie einmal in Australien sind, ganz gleich wo, dann setzen sie sich in der Dämmerung nach draußen und hören Sie den Kakadus zu. Es macht wirklich Spaß. Und von einem Käfigvogel wird man diese Laute wohl niemals hören, denn wirklich reden, das tun Kakadus nur im Schwarm und in der Freiheit.

Der Emu

Ein Huhn ist klüger als ein Emu. Das sagt zumindest Eligio. Womit schon geklärt wäre, daß Emus nicht besonders helle sind, denn was ist schon von der Intelligenz eines Huhns zu erwarten? Den Lehrsatz des Pythagoras wird das Federvieh wohl niemals beherrschen, zugegeben, ich auch nicht.

Aber kehren wir erst einmal zurück zum größten Vogel Australiens. Mit einer Größe von 1,80 m - der Hahn ist etwas kleiner (!) als die Henne - und einem Gewicht von rund 55 kg ist er nach dem afrikanischen Strauß der zweitgrößte Vogel der Welt. Seine Vorfahren waren noch ein gutes Stück größer, so um die vier Meter. Dieser Riesenvogel starb allerdings aus, bevor es Menschen gab.

Der Schwarze Emu starb erst viel später aus. Binnen zwanzig Jahren war es den sogenannten zivilisierten Menschen gelungen, den auf King Island und Kangaroo Island lebenden Vogel auszurotten. Für die tasmanische Emuart benötigten sie immerhin knapp fünfzig Jahre.

Die Liste der Tiere, die nur auf dem australischen Kontinent vorkommen, ist lang. Viele davon, wie auch der Beutelwolf oder Tasmanische Tiger und zahlreiche andere Beuteltiere, wurden nach der Besiedlung durch die Europäer ausgerottet.

Aber zuerst einmal zurück zu den Tierarten, die uns erhalten geblieben sind.

Emus sind also ziemlich dumm. Außerdem werden die Küken vom Vater groß gezogen, die Mutter zieht es vor, sich nach dem Legen der Eier aus dem Staub zu machen. Vielleicht ist nur das Männchen dumm, das Weibchen dagegen ziemlich raffiniert. Nun gut, lassen wir dieses kontroverse Thema einmal beiseite.

Ist das Gehirn des Emus auch klein, so ist seine Vaterliebe umso größer. Von einem brütenden oder kinderhütenden Tier sollte man sich unbedingt fernhalten, denn der werte Herr Papa fackelt nicht lange, wenn es um den Schutz seines Nachwuchses geht. Wird ein einzelnes Ei entwendet, so verfolgt er den Dieb und macht ihm mit kräftigen Schnabelhieben und Fußtritten klar, daß man von gewissen Dingen die Finger lassen sollte, so verlockend groß sie auch sein mögen. Hat der Dieb nun Pech und der Emu einen schlechten Tag, weil ihm schon am Morgen irgendeine Laus über die Leber gelaufen ist, dann kann es passieren, daß der Dieb aus dieser Lehrstunde keinen Nutzen mehr ziehen kann. Ein wütender Emu kann sehr gefährlich werden, und ein Emu, dem ein Ei gestohlen wird, *ist* ein *sehr* wütender Emu.

Es spricht eigentlich gegen die Regel der Natur und für die mangelnde Intelligenz des flug- und offenbar auch denkunfähigen Vogels, daß er sein gesamtes Gelege im Stich läßt, um ein einzelnes Ei oder Küken zu retten. Immerhin gibt es zwei Regeln zur Arterhaltung: Erstens müssen möglichst viele Nachkommen überleben, zweitens müssen die Stärksten überleben. Einem Ei sieht man noch nicht an, wie stark das Küken ist, das darin heranwächst. Ergo sollte der wichtigste Aspekt die Menge sein. So ist es aber offenbar nicht.

Die Aufzucht der Küken gestaltet sich in den ersten Monaten als kräfte- und nervenraubender Full Time Job. Wer sich über sein schreiendes Baby beklagt, über Kinder, die immer dort sind, wo sie eigentlich nicht sein sollen, der täte gut daran, einmal einen ganzen Tag lang in der Haut eines Emuvaters zu stecken. Ein Gelege von acht bis zwölf Eiern ist die Regel, bis zu zwanzig Eier können es je nach Nahrungsangebot werden. Hinzu kommt, daß es den Küken ohne weiteres gelingt, sich in sämtliche Himmelsrichtungen zu zerstreuen. Ein Sack Flöhe zu hüten ist leichter als einen Haufen Emuküken zu beschützen. Und Feinde hat ein solches Küken mehr als genug.

Unter normalen Umständen sind Emus nicht sehr aggressiv. Allerdings sollte man niemals die kräftigen Schnäbel und Füße vergessen, über die sie verfügen, und die sie auch dann einsetzen, wenn sie allein sind und sich in die Enge getrieben fühlen. Wer einmal die Füße eines Emus betrachtet hat, der kann sich in etwa vorstellen, was die Tiere damit ausrichten können. Sie mögen nicht ganz so grotesk und unpassend erscheinen wie die Füße eines Helmkasuars. Das aber liegt

wohl daran, daß ein Helmkasuar nicht ganz so groß ist wie ein Emu. Die Verletzungen, die beide Vögel Menschen oder Tieren zufügen können, wenn sie sich bedroht fühlen, können tödlich sein. Ob es bereits Tote durch Emus gegeben hat, weiß ich nicht. Drei Todesfälle durch Helmkasuar sind dagegen bekannt.

Der Dornenteufel

Der Dornenteufel oder auch Thorny Devil, wie er in Australien genannt wird, sieht ebenso gefährlich aus wie sein Name vermuten läßt. Tatsächlich ist er vollkommen harmlos, denn die Dornen, die seinen ganzen Körper bedecken, dienen hauptsächlich der Abschreckung. Sie geben ihm ein ziemlich groteskes Äußeres, sein Gesicht mit den winzig kleinen Augen irgendwo zwischen den Dornen sieht bei näherer Betrachtung allerdings eher niedlich als beängstigend aus. Auf seine Feinde scheint er trotzdem genau den Eindruck zu machen, den die Natur beabsichtigt hat. Angst oder Scheu kennt der Dornenteufel nicht.

Scheinbar eine eher unsichere Verteidigungsstrategie, denn die Dornen sind weich und nachgiebig. Freßfeinde ziehen es demnach vor, sich gar nicht erst mit der seltsamen kleinen Echse anzulegen. Unser kleiner Freund ließ sich von den großen zweibeinigen Wesen nicht im geringsten beeindruckt, nicht einmal, als sie ihn kurzerhand hochhoben. Daß wir ihm in Wahrheit sogar das Leben gerettet haben, mag ihm dabei nicht ganz klar gewesen sein.

Wir begegneten ihm, als er versuchte, mit seinen Dornen die Autos zu beeindruckt, die über ihn hinwegfegten. Er hockte mitten auf dem Lasseter Highway nicht weit vom Ayers Rock. Ein sicheres Todesurteil, denn viele Tiere mußten schon die traurige Erfahrung machen, daß Autos generell stärker sind, ganz gleich, welche raffinierte Waffen, Tarnungen und Verteidigungsmittel die Natur ihnen gegeben hat.

Unserem Dornenteufel blieb dieses Schicksal erspart, denn wir nahmen ihn behutsam auf, ließen ihn von Mikes auf meine Hand wandern, was ihn nicht im mindesten störte und wollten ihn inmitten einer Ameisenstraße weit genug vom Lasseter Highway entfernt wieder absetzen. Langsam setzte er seine Vorderpfoten in den Sand und blieb stehen. Die Hinterpfoten ruhten noch auf meiner Hand, während die vordere Hälfte des Tieres zwischen den wuselnden Ameisen hockte. Er machte keine Anstalten, auch den Rest seines seltsamen Leibes zurück in den Sand zu befördern.

Der Dornenteufel könnte sich reger Beliebtheit als Terrarientier erfreuen. Unser Freund hatte offenbar genügend Sonne getankt, so daß er recht bewegungsfreudig war. Im allgemeinen bewegen sich Echsen nur mäßig, was ihnen den Ruf eines Langweilers eingebracht hat, auf meiner Hand allerdings schaute sich der Dornenteufel bereits interessiert nach allen Seiten um. Vielleicht reizte ihn auch einfach die interessante Aussicht aus einer für seine Begriffe schwindelnden Höhe.

Sein interessantes Äußeres macht die fehlende Bewegungsfreude vielfach wett, seine Eßgewohnheiten aber machen den Thorny Devil zu einem äußerst komplizierten Haustier. Schnell wird es zum Problem, wenn man den eigenen Kindern oder auch dem Zoohändler um die Ecke immer wieder erklären muß, was nun wieder aus der Ameisenfarm geworden ist. Denn davon ernährt sich das kleine Teufelchen, wobei es täglich nicht selten zwei- bis dreitausend Ameisen vertilgt.

KAPITEL EINUNDZWANZIG

PAUL THE WANDERER

Paul the wanderer begegnete uns mitten in der Einsamkeit am Dunmarra Roadhouse. Sozusagen zwischen Tür und Angel, kurz vor seiner Weiterreise, hat er uns in kurzen Worten seine Geschichte erzählt. Eine Geschichte, die es wert wäre, in einem eigenen Buch nieder geschrieben zu werden. Ich wünschte nur, wir hätten etwas mehr Zeit gehabt, denn das, was er uns da erzählte, ist ein geistiges Dinner, von dem ich als Schriftstellerin träume.

Pauls Alter zu schätzen ist schwer. Ich denke, es liegt irgendwo zwischen vierzig und fünfzig Jahren. Aber Paul ist ein Original, ein Urgestein, und das Alter eines solchen Originals ist nicht weiter wichtig. Ohne Frage ist er ein ziemlich altmodisches Exemplar der Gattung Mensch. Als er mich sah, bemühte er sich augenblicklich, sein schütteres Haar in eine Form zu streichen, die der Begegnung mit einer Dame angemessen ist.

Bei einem schweren Unfall verlor Paul sein linkes Bein. Seither hält er nicht viel von Frauen am Steuer, denn es war eine Frau, die ihn sein Bein gekostet hat. Angesichts seiner Situation verzeihe ich ihm seinen skeptischen Blick und das Kreuz, das er vor seiner Brust schlug, als Mike ihn darüber aufklärte, daß ich ein Motorrad fahre.

Paul lehnte sich nicht zurück, badete nicht in seinem Selbstmitleid. Von den 200.000 Dollar Schmerzensgeld (ca. 240.000 DM) baute er sein Motorrad um, eine Yamaha Drag Star. Eine seltsame Konstruktion hat er sich zusammengebastelt, mit deren Hilfe er die Gangschaltung bedienen kann. Die Beinprothese ist vollkommen steif, so daß er sich irgendwie behelfen mußte, wollte er seine Motorradjacke nicht an den Nagel hängen. An der Ferse des künstlichen Beins befindet sich nun ein Hebel, der sich in die ebenfalls umgebaute Gangschaltung einhaken läßt.

Mit diesem behindertengerechten Motorrad reiste er quer durch die USA, darauf folgte Australien von oben nach unten, von rechts nach links. Seit achtzehn Monaten ist er unterwegs mit einem winzigen Zelt als Schlafstatt. Von all den Orten, an denen er war, sammelt er Patches, sein ganzer Stolz ist ein Mickey-Mouse-Aufnäher aus Disneyland. Eigentlich näht er jedes Patch auf eine alte abgewetzte Jacke. Er zeigte uns die Jacke, ebenso den Stapel der noch nicht aufgenähten Patches. Gezählt habe ich sie nicht, aber es müssen hundert oder mehr gewesen sein. Diese Erinnerungen sind sein ganzer Stolz.

Als wir Paul begegneten, war er auf dem Weg nach Coober Pedy. Danach, so sagte er, wolle er sich allmählich wieder auf den Heimweg machen.

„I make you famous“, sagte ich zu ihm, als ich das Foto schoß. Klarer Fall: Wenn ich mein Versprechen halten will, dann muß dieses Buch ein Renner werden.

Am Motorrad befindet sich eine Halterung für den Gehstock, in einem kleinen Anhänger hat er alles, was der Mensch so braucht: Fernseher, Radio, Funkanlage, Videokamera und eine Harley-nachbildung mit Feuerzeugfunktion auf dem Schutzblech seiner Motorrades.

Als er uns die Videokamera zeigte, sagte er: „When I’m lonesome.“

Selbstverständlich ist ein Mensch manchmal einsam, wenn er eineinhalb Jahre lang allein unterwegs ist. Trotzdem bin ich sicher, daß Paul zu den glücklichsten Menschen zählt, die mir jemals begegnet sind. Er hatte so ein Leuchten in den Augen. Ich denke, er wollte sich nach dem Unfall beweisen, daß er’s noch kann. Gratuliere, er hat’s geschafft, er kann’s noch.

KAPITEL ZWEIUND- ZWANZIG

WENN DER TEUFEL MIT MURMELN SPIELT...

...dann müssen das schon gewaltige Murmeln sein. Wie die Devil's Marbles, die scheinbar achtlos in der Gegend verstreut herumliegen. Teilweise widersprechen sie sämtlichen physikalischen Regeln, denn eines steht fest: Der Teufel ist stärker als alle sterblichen Genies zusammen. Selbst wenn er nur mit Murmeln spielt.

Die Devil's Marbles befinden sich nicht direkt am Stuart Highway, trotzdem fällt es schwer, sie zu übersehen. Ein großes Schild verweist auf eine festgefahrene sandige Straße, die man durchaus mit jedem Wagen befahren kann. Nach wenigen Metern zeigen sich auch schon die ersten Murmeln. Tatsächlich muten die Steine wie ein gigantischer Spielplatz an, denn die Murmeln sind nur auf einer relativ kleinen Fläche verteilt. Wenn man die sandige Straße verläßt und wieder den Stuart Highway erreicht, dann verläßt man auch des Teufels Spielwiese. Zudem sind die meisten Murmeln tatsächlich rund oder zumindest oval.

Außerdem gibt es hier das Dunny⁴ schlechthin. Zwei kleine Häuschen mitten in der Einsamkeit. Am besten entscheidet man sich für das, auf dem man die wenigsten Zuschauer hat, denn allerlei Getier hat sich der einsamen Hütten bemächtigt. Hinweise darauf, welches Häuschen von welchem Geschlecht genutzt werden sollte, gibt es nicht mehr oder hat es nie gegeben. Ich glaube auch nicht, daß das noch irgend jemanden interessiert.

Als wir uns dem Parkplatz an den Devil's Marbles näherten, stand die dritte Begegnung mit Wayne und Corrina bevor. Ich hatte sie bisher noch nicht zu Gesicht bekommen. Als ich aber aus dem Wagen stieg und mit den Worten „Are you following us?“ begrüßt wurde, war mir klar, wen ich vor mir hatte.

Nach kurzem Small Talk verloren wir uns ziemlich schnell wieder. Wayne und Corrina wollten uns etwas zeigen. Das müßten wir uns unbedingt ansehen, sagten sie. Worum es sich dabei handelte, wissen wir bis heute nicht. Wir folgten ihnen, als sie allerdings drauf und dran waren, die Devil's Marbles weit hinter sich zu lassen, beschlossen wir, umzukehren und uns die Murmeln näher anzusehen, wie wir es ursprünglich geplant hatten.

„Spätestens in Alice Springs sehen wir sie wieder“, sagte ich und sollte recht behalten.

⁴ Ein Dunny ist ein australisches Toilettenhäuschen. Es scheint, als fänden die Aussies für ausnahmslos alles irgendeinen niedlichen Begriff.

Ein kräftiges Rot,
so lebendig,
daß ich den Herzschlag der Farben
erahnen kann.

Ein sattes Gelb,
so trocken
streckt es sich der Sonne entgegen,
die es verbrennt.

Ein mageres Grün,
als lägen die Pflanzen,
die es tragen,
auf dem Sterbebett.

Farben wie ein Gemälde,
beinahe zu schön,
um wahr zu sein,
so ganz anders als alles,
was ich je gesehen habe.

Farben, Sand und Büsche,
in stummer Erwartung
der wenigen Regentropfen,
die sie am Leben erhalten.

Vielleicht ist dies der Ort,
an den sich die Natur
ab und an zurückzieht,
um zu malen.

Ich weiß es nicht,
doch ohne Frage
ist dies der Ort,
an dem sie ihre Meisterwerke malt.

Australien.

KAPITEL VIERUNDZWANZIG

NUR EIN STEIN? DER AYERS ROCK

Wie ein gigantisches schlafendes Tier
liegt er da,
in seinem Bett aus Büschen und Sand.

Er läßt die Menschen auf sich herumsteigen.

Keine Regung,
kein Protest,
geduldig wartend auf den rechten Moment.

Geduldig wartend,
auf den Tag,
an dem er wieder zum Leben erwacht.

Gigantisch,
majestätisch,
der einzige seiner Art.

Geduldig wartend,
auf den Tag,
an dem er wieder die Welt beherrscht.

Auf den Tag,
an dem es keine Menschen mehr gibt.

Der Uluru⁵
im Dornröschenschlaf.

Ich möchte den Ayers Rock einmal mitten in der Nacht besuchen. Wenn es dunkel ist, wenn nur noch ein paar Nachttiere durch den roten Sand huschen, wenn der Ayers Rock von niemandem gestört in seinem Bett aus Büschen und Sand liegt. Es würde mich nicht wundern, wenn er mir unterwegs begegnen würde, auf seinem Weg zu den Olgas, um mit ihnen ein Schwätzchen zu halten.

⁵ Uluru ist der eigentliche Name des Ayers Rock, der Name, den ihm die Aboriginies gaben.

Der Ayers Rock gelangte als größter Monolith der Erde zu seiner Berühmtheit. Inzwischen hat man festgestellt, daß er tatsächlich nur der zweitgrößte ist. Aber Superlativen waren eigentlich nie das, was mich an Australien und am Ayers Rock im besonderen gereizt haben. Er ist das Symbol für Australien schlechthin, und mit diesem Gedanken reckte ich hinter jeder Kurve, die wir auf dem Lasseter Highway hinter uns brachten, den Hals, in der Hoffnung, endlich einen Blick auf den berühmten Ayers Rock werfen zu können.

Ich hatte keine Ahnung, welchen Eindruck er hinterlassen würde. Ich kann auch nicht sagen, warum es ausgerechnet der Ayers Rock war, den ich mit solcher Spannung erwartete. Auf ungezählten Bildern hatte ich ihn bereits gesehen, aber ich kann nicht sagen, worin das ganz Besondere bestand, abgesehen davon, daß er eben *das* Wahrzeichen Australiens ist wie kein anderer Punkt auf diesem Kontinent. Aber irgend etwas war da, vielleicht eine Ahnung dessen, was ich erst sehen und fühlen sollte, wenn ich ihn zum ersten Mal in natura sah.

Aber ich muß sie wohl oder übel noch ein wenig auf die Folter spannen. Denn noch befinden wir uns auf dem Stuart Highway und verfolgen gespannt, wie der Empfang unserer Mobiltelefone immer mehr nachläßt. Zwischen Darwin und Alice Springs konnten wir nichts damit anfangen, und schon wenige Kilometer hinter Alice Springs sind wir erneut dem Schicksal der australischen Telefonzellen überlassen. Damit umzugehen haben wir nie gelernt, denn um aus Australien hinaus telefonieren zu können, genügt es nicht, einfach die entsprechende internationale Vorwahl zu wählen. Am einfachsten ist es wohl, sich von der Vermittlung weiterhelfen zu lassen. Das nur als kleiner Tip am Rande, denn ich selbst startete zahllose ziemlich erfolglose Versuche, meine Eltern per Telefonzelle darüber zu informieren, daß wir gut in Australien angekommen waren. Dem Akku meines Mobiltelefons war just in Darwin der Saft ausgegangen, kurz bevor sich auch der Empfang für die nächsten eintausend Kilometer verabschiedete.

Wir befinden uns noch auf dem Stuart Highway, als Mike plötzlich heftig in die Eisen steigt und am Straßenrand stehen bleibt. Mir schwant Böses, denn er war zwischen Darwin und Melbourne eigentlich ohne Pause von der Angst beseelt, nicht rechtzeitig anzukommen, um den Wagen zurückzugeben. Auf meine zahlreichen Bitten hin hielt er zwar immer wieder an, damit ich die Faszination Australiens auf Zelluloid bannen konnte. Daß er die Fahrt aber aus eigenem Ermessen unterbrechen würde... Nein, das konnte ich mir nicht vorstellen. Es sei denn, der Motor drohte uns in der brütenden Hitze um die Ohren zu fliegen, die Tanknadel würde urplötzlich absinken, während weit und breit keine Tankstelle in Sicht war, irgendwelche seltsamen Geräusche strapazierten sein Nervenkostüm, das Öllämpchen würde wie ein durchgeknalltes und peinlich berührtes Glühwürmchen blinken... Kurz gesagt, ich geriet augenblicklich in Panik, denn dieser plötzliche Halt konnte eigentlich nur Schlimmstes bedeuten.

Mike aber erweckte keinen sonderlich beunruhigten Eindruck. Kein „Oh oh“ drang aus seinem Mund. Sie müssen wissen, daß er eigentlich immer „Oh oh“ sagt, wenn irgend etwas nicht stimmt. Manchmal, zum Beispiel am Flughafen von Amsterdam, als wir feststellten, daß wir auch für fünf Wochen Australien ein Visum benötigten, bringt er mich damit derart in Rage, daß ich mich gewisser Mordgelüste nicht erwehren kann. Ein solches Kapitalverbrechen ziehe ich aber erst dann ernsthaft in Erwägung, wenn er scheinbar in Trance in die Ferne starrt und immer wieder „Oh oh“ sagt, sich aber weigert, mich über die Ursache seiner Beunruhigung aufzuklären.

Aber lassen wir das, denn er sagte nicht „Oh oh“. „Das gehört doch eigentlich auch in dein Buch“, sagte er statt dessen und setzte - man mag es kaum glauben - den Wagen zurück.

Am Straßenrand lag ein totes Rind. Vermutlich war es von einem Road Train erwischt worden. Die Rinderfarmen in Australien ziehen sich über eine gigantische Fläche hin, auf der die Rinder fast das ganze Jahr über sich selbst überlassen sind. So kommt es nicht selten vor, daß Rinder die Straße überqueren oder einfach stehenbleiben. Der Fahrer eines Road Trains, der ein Rind dort stehen sieht, hat keine Chance, rechtzeitig zu bremsen. Die Tiere dagegen sind nicht besonders helle und bleiben meist mit stumpfsinnigem oder auch panischem Blick auf der Straße stehen.

Ich habe selbst eine Herde über die Straße laufen sehen, die wir rechtzeitig entdeckt hatten. Der Bremsweg eines japanischen Kleinbusses ist eben bedeutend kürzer als der eines 50 Meter langen Road Trains. Die Tiere starteten unseren Wagen mit offensichtlicher Furcht an, machten aber keinerlei Anstalten, vor uns zu fliehen oder auch nur ihre Geschwindigkeit zu erhöhen.

Ein totes Rind ist sicher kein schöner Anblick, aber auch kein seltener. Und so werden immer wieder Tiere auf dem Stuart Highway getötet, was für den Halter einen herben finanziellen Verlust bedeutet. Einmal trafen wir auf ein Rind aus Blech, das am Straßenrand stand und mit weißer Aufschrift bat: „Don't hit me“⁶.

Mit jedem totgefahrenen Tier beginnt ein Wettlauf zwischen der Sonne und den Aasfressern wie Dingos, Raben und Adlern. Angesichts der regelrecht verdorrten und verbrannten Kadaver und des unbeschreiblichen Gestanks, der von ihnen ausgeht, schloß ich, daß letzten Endes die Sonne als Sieger hervorgeht.

Einige Kilometer hinter dem halb verwesenen Rind bogen wir nach einem letzten Tankstop auf den Lasseter Highway ab. An einem halb ausgetrockneten Tümpel fanden wir ein regelrechtes Rindermassaker vor. Soweit man die Einzelteile noch zuordnen konnte, handelte es sich um vier tote Tiere. Allerdings glaube ich nicht, daß sie einem Road Train zum Opfer gefallen sind. Der Lasseter Highway endet im Uluru National Park, so daß er lediglich von Touristen und Versorgungsfahrzeugen für das Ayers Rock Resort benutzt wird. Vermutlich war das Wasser, von dem sie getrunken hatten, verseucht. Durch die verrottenden Kadaver ist es nun vollends ungenießbar. Daß die Tiere derart in ihre Einzelteile zerlegt worden waren, dürfte den Aasfressern zuzuschreiben sein, ein Schädel lag sogar auf der anderen Straßenseite. Mike entdeckte in dem Tümpel außerdem ein Tier, das wie eine seltsame Kreuzung zwischen Fisch und Krebs ausgesehen haben soll, sozusagen ein Fisch mit Scheren dran.

Nach weiteren 200 Kilometern auf dem Lasseter Highway erreichten wir endlich das Ayers Rock Resort, eine kleine Touristenstadt mit Einkaufsmöglichkeiten, einem Hotel und dem glücklicherweise unvermeidlichen Campground. Nachdem wir unseren Platz gebucht, begutachtet und uns mit unseren Nachbarn aus Hannover (!) angefreundet hatten, ging es auch schon weiter zum Ayers Rock.

Im National Park gibt es statt eines Informationszentrums das Cultural Center, das von den Aboriginies selbst betrieben wird. Das Ayers Rock Resort - der Kompromiß zwischen der Tradition der Aboriginies und dem Tourismus - liegt ein wenig außerhalb, da der gesamte National Park den Aboriginies gehört. Die australische Regierung hat ihnen den Ayers Rock vor Jahren zurückgegeben, allerdings einigte man sich darauf, daß er für Touristen zugänglich bleibt.

Wer das Gedicht am Anfang dieses Kapitels aufmerksam gelesen hat, der weiß bereits, welchen tiefen Eindruck der Ayers Rock bei mir persönlich hinterlassen hat. Ich will einmal versuchen, es näher zu erklären.

Von weitem erweckt er bereits den Eindruck eines riesigen schlafenden Tieres. Je mehr wir uns ihm näherten, desto lebendiger wurde diese Vorstellung. Die Konturen sind so fließend, als verberge sich unter einem roten Tuch eine Gestalt. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wie diese Gestalt aussehen mag. Sie regt sich nicht, liegt nur da und schläft. Aber sie strahlt etwas Lebendiges aus. Vielleicht erwacht sie auch von Zeit zu Zeit, beobachtet oder belauscht die Menschen um sich herum. Aber sie lauert nicht, dafür scheint sie viel zu friedlich zu sein.

Wenn man unmittelbar vor dem Ayers Rock steht und nur einen Teil des Ganzen betrachtet, läßt der Eindruck des schlafenden Tieres nach. Dann erst fühlt man sich an einen übernatürlichen Ort versetzt. Ein Ort, an dem vor langer Zeit vielleicht etwas geschehen ist, von dem wir nichts ahnen. Etwas, was so unglaublich ist, daß wir es ohnehin für eine Legende halten würden.

Ich habe den Ayers Rock nicht bestiegen, obwohl es an diesem Tag möglich war. Die Aboriginies bitten darum, es nicht zu tun, da er für sie ein wichtiges Heiligtum ist. Auf einem Schild wird

⁶ Wörtlich: schlag mich nicht! In diesem Fall eine Aufforderung, auf Rinder zu achten, die auf der Straße stehen.

außerdem vor den starken Winden gewarnt, die oben wehen. Das Land ist von den Olgas, dem Mount Connor und einigen sanften Erhebungen platt wie eine Flunder, so daß der Wind ungehindert über den Ayers Rock fegt. Wenn es besonders stürmisch oder heiß ist, wird er für die Besteigung geschlossen.

Ein wenig war es sicher die Warnung vor den kräftigen Winden, die mich abgeschreckt hat. Ich erinnerte mich an einen Tag in Land's End in England, wo ein stetiger Wind mit einer solchen Gewalt bläst, daß man sich manchmal nur noch schwer auf den Beinen halten kann. Vor allem aber war es ein gewisser Respekt, den ich nicht nur den Wetterbedingungen, sondern auch dem Ayers Rock entgegenbrachte.

Ich betrachtete eine Hammelherde, die wie eine Ameisenstraße über den Rücken des Ayers Rock kroch. Ich wollte nicht zu denen gehören, die es einfach nicht lassen können, eben diese typischen Touristen. Vielleicht werde ich es eines Tages tun. Und wenn ich dann auf der anderen Seite wieder hinuntersteige, werde ich mich vor dieses Geschöpf, oder was immer es ist, stellen und sagen: „Sorry, aber einmal mußte es einfach sein. Nimm's mir nicht übel, ich tu's auch nicht wieder.“

An diesem Tag aber entschied ich mich, den Ayers Rock von allen Seiten zu sehen. Wir wählten einen kurzen Wanderweg und umrundeten ihn anschließend mithilfe unseres fahrbaren Untersatzes. So waren wir auch vor den unglaublich aufdringlichen Fliegen weitgehend geschützt. Man kann sie nicht beschreiben, man muß sie einfach erlebt haben. Als wäre ich ein Rinderkadaver, bevorzugten sie fast ausschließlich mein Gesicht. Nach einer Weile zweckentfremdete ich meine Baseballkappe als Fliegenabwehrwedel, um mit ihrer Hilfe immer wieder einige wenige Sekunden Ruhe zu haben. Wer sich durch ein Moskitonetz unmittelbar vor dem Gesicht nicht derart gestört fühlt wie ich, der sollte sich nicht scheuen, eines zu tragen.

Am Abend wünschte ich dem Ayers Rock eine Gute Nacht, denn auf dem Campground gibt es einen Aussichtspunkt, auf dem sich die Besucher allabendlich versammeln. In der Ferne hebt sich der Ayers Rock geradezu majestätisch gegen den dunkler werdenden Himmel ab. Weniger majestätisch ist das Treiben auf dem Aussichtspunkt. Stühle und Picknickkörbe werden angeschleppt, ebenso Stative mit Kameras und gigantischen Objektiven. Nach einigen Minuten verließ ich das Jahrmakttreiben wieder.

Wenden wir uns den übrigen Campern zu und damit den menschlichen Angewohnheiten, die sich eigentlich überall auf der Welt gleichen. Erinnern Sie sich noch an unsere Landsleute am Katherine Gorge? Ich sage Ihnen, die Amis sind nicht anders! Zahlreiche fehlgeschlagene Versuche, ein Barbecue herzurichten, mußten sie hinnehmen, denn die australischen Barbecues unterscheiden sich irgendwie von den amerikanischen Gegenstücken. Die Barbecues am Ayers Rock wurden mit Gas betrieben, was den amerikanischen Gästen offenbar einige Probleme bereitete. Wie auch immer, es gelang ihnen schließlich, worüber augenblicklich der gesamte Campground informiert wurde.

Überhaupt waren unsere Nachbarn ausgesprochen mitteilzaam. Ganz gleich, wie viele Meter oder auch nur Zentimeter die Gesprächspartner voneinander trennte, sie unterhielten sich in einer Lautstärke, die den Ayers Rock und die Olgas aus ihrem wohlverdienten Schlaf zu reißen drohte. Das galt insbesondere für die Kinder, die um das Barbecue tobten und dabei ausschließlich solchen Tätigkeiten nachzugehen schienen, die strengstens verboten waren. Die Eltern sprachen ständig mit ihren Kindern, und dabei wurde fast ausschließlich geschimpft.

Nachdem wider Erwarten eine gewisse Ruhe eingekehrt war, wurde gefeiert. Bei unseren amerikanischen Nachbarn selbstverständlich. Irgend jemand hatte Geburtstag. Ich habe keine Ahnung, wer Geburtstag hatte, aber dieser Jemand hatte eine Menge Freunde eingeladen. Und man ließ man den gesamten Zeltplatz daran teilhaben, denn das Geburtstagsständchen war weithin zu hören.

Offenbar ist die Ansicht weit verbreitet, daß man hier am Ende der Welt seine Stimme anheben muß, um sich Gehör zu verschaffen. Einem deutschen Urlauber - dem Dialekt nach stammte er wie unsere Freunde vom Katherine Gorge aus den tiefsten Untiefen des sächsischen Landstriches -

war es gelungen, über das öffentliche Telefonnetz eine Verbindung nach Deutschland herzustellen. Unser Landsmann erklärte seinem Gesprächspartner in Deutschland, daß er sich in Australien befände, mitten drin am Ayers Rock. Dabei schien er fest entschlossen, sich allein durch die Kraft seiner Stimme Gehör zu verschaffen. Wir, Mike, ich und zahlreiche andere Nachbarn konnten so zumindest eine Hälfte des Gesprächs verfolgen.

Am andern Morgen hieß es früh aufstehen, denn wir wollten uns auf keinen Fall den Sonnenaufgang am Ayers Rock entgehen lassen. Es gibt innerhalb des Nationalparks zwei Aussichtspunkte, die jeweils für den Sonnenaufgang sowie für den Sonnenuntergang ausgewählt wurden. Unsinnigerweise war ich dem Irrglauben verfallen, daß wir zu dieser nachtschlafenden Zeit - gegen viertel vor sieben sollte die Sonne aufgehen - praktisch allein sein würden. 'Wer außer uns ist schon so bescheuert, sich im Urlaub zu nachtschlafender Zeit aus dem Bett zu quälen', dachte ich.

Eine Ahnung von den Ausmaßen meines Irrtums bekam ich schon in den Waschräumen, als ich dort um fünf Uhr morgens das eine oder andere Gesicht entdeckte, das da noch halb im Schönheitsschlaf in den Spiegel starrte und sagte: „Ich kenn dich nicht, aber ich wasch dich trotzdem.“ Wie sehr ich mich tatsächlich geirrt hatte, wurde mir auf dem Weg zum Ayers Rock bewußt. Eine Autoschlange zog sich hin, bis wir den Aussichtspunkt endlich erreicht hatten.

Ich war noch nie besonders gut im Schätzen, aber die Menschenansammlung mußte aus mehreren hundert Personen bestehen. Wie am vergangenen Abend auf dem Aussichtspunkt am Campground hatte man Stühle und Picknickkörbe mitgeschleppt. Stative mit schweren Kameras und riesigen Stativen standen hier und da, aber auch kleine Kompaktkameras mit automatischen Blitzlicht. Ich bezweifle, daß man die faszinierenden Farben, die die aufgehende Sonne auf den Ayers Rock malt, mit einem Blitzlicht einfangen kann.

Der Ayers Rock, der noch vor nicht allzu langer Zeit als größter Monolith der Welt galt. Dann stellte man fest, daß es einen noch größeren gibt, ich glaube, in Japan. Nach neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen ist der Ayers Rock gar kein Monolith, sondern das Überbleibsel einer Sandsteininsel, zu der auch die Olgas gehörten. Und unter dem wunderschönen Rot, ohne das er wohl niemals so berühmt geworden wäre, ist er grau. Das Gestein ist stark eisenhaltig, das Eisen oxidiert, und so entsteht erst die rote Farbe.

Na und? Der Ayers Rock hat sich nie darum gerissen, ein Weltwunder zu sein, ein Rekordhalter oder irgendein Ausdruck der Superlative. Seit Menschengedenken ist er einfach nur da. Seit die Menschen ihn erforschen, ist er einfach da und läßt alles über sich ergehen. Vielleicht belächelt er uns manchmal, die Touristen, die auf ihm umhersteigen, die ihn umrunden, fotografieren und bewundern. Und die Wissenschaftler, die ihn immer wieder untersuchen und Proben nehmen, um festzustellen, *was* er denn nun eigentlich ist.

Mich interessiert viel mehr, *wer* er ist. Das aber kann mir kein Wissenschaftler sagen. Wenn es mir überhaupt irgendein Mensch sagen kann, dann wohl eher die Aboriginies, die den Ayers Rock nicht Ayers Rock sondern Uluru nennen und ihn mit den Sinnen betrachten, die ihnen die Natur gegeben hat, statt mit irgendwelchen wissenschaftlichen Geräten.

DIE STADT DER VERLORE- NEN TRÄUME

COOPER PEDY

*Jeder der herkommt,
hat einen Traum.*

*Der große Fund,
das große Glück,
oder einfach nur
das stille kleine Glück
des Aussteigers.*

*Doch die meisten Träume
finden keine Nahrung,
denn hier gibt es nicht viel,
wovon sie leben können.*

*Und so verhungern sie jämmerlich,
all die großen Träume,*

in der Stadt der verlorenen Träume.

Der seltsam klingende Name dieser Stadt stammt aus der Sprache der Aboriginies. Aus „kupa piti“ wurde Coober Pedy, was soviel heißt wie *white man in a hole* (*Weißer Mann im Loch*), *boys waterhole* (des Jungen Wasserloch) oder *whitefellow burrow* (*Höhle des weißen Menschen/Gefährten*).

Gegründet wurde die Stadt 1915, als der damals vierzehnjährige Willie Hutchinson seinen Vater auf der Suche nach Gold begleitete. Eines Tages machten sich die Männer auf die Suche nach Wasser. Den jungen Willie ließen sie im Lager zurück, der sich daran machte, die nähere Umgebung zu erkunden. Als sein Vater am Abend unverrichteter Dinge zurückkehrte, präsentierte Willie stolz seinen Fund: Opale. Der Traum eines jeden Jungen in seinem Alter hatte sich erfüllt, er hatte einen Schatz gefunden. Fünf Jahre später ertrank Willie auf mysteriöse Weise im Victoria River.

Coober Pedy erscheint dem Reisenden in erster Linie einsam und trostlos. Derjenigen, der sich nicht näher mit dem Leben in diesem außergewöhnlichen Ort befaßt, der ändert seine Meinung nicht. Tatsächlich aber lebt hier ein Menschenschlag, den man nur hier in der Wüste antrifft. Sie leben ein völlig anderes Leben, weit ab von der Zivilisation, die unsereins gewohnt ist.

Mal eben zum Sommerfest in den Nachbarort fahren ist nicht möglich, und ich glaube, es fehlt den Bewohnern Coober Pedys nur selten. Die Auswahl an Kneipen und Freizeitbeschäftigungen ist sehr begrenzt. Die Bewohner haben aus der Not eine Tugend gemacht. Coober Pedy ist eine Gemeinde mitten in der Wüste, die sich mangels Nachbarn eine eigene kleine Welt aufgebaut hat. Eine Welt mit eigenen Clubs, einem Kino, Sportveranstaltungen und Gemeindefesten.

Man mag es kaum glauben, aber Coober Pedy hat sogar einen eigenen Yacht-Club. Gegründet wurde er 1974, als der 60 Kilometer entfernte Lake Philips genügend Wasser bereit hielt. In diesem Sommer hatte es starke Regenfälle gegeben, so daß der eigentlich eher magere See zu einem Paradies für Wassersportler wurde. Es ist wohl kein Zufall, daß zur selben Zeit der Zyklon Tracy zahlreiche Todesopfer hunderte Kilometer nördlich in Darwin forderte.

Kehren wir erst einmal zurück zu Mike und mir, den beiden Abenteurern, die gemeinsam mit einem treuen Toyota Van und zwei Plüschtieren die Wüste Australiens bezwingen wollen.

Nachdem wir über hunderte von Kilometern nichts als das flache und wenig abwechslungsreiche Land des Outback gesehen haben, tauchten rechts und links plötzlich vereinzelt an zu klein geratene Pyramiden erinnernde Sandhügel auf. Schilder, die davor warnten, die Straße zu verlassen, da man dort in tiefe Schächte fallen und sich tödlich verletzen könne und herumstehende Baustellenfahrzeuge wiesen darauf hin, daß wir uns kurz vor Coober Pedy befanden.

Das erste, was wir von der Stadt selbst sahen, waren alte Wellblechhütten. Bis vor ein paar Jahren diente Coober Pedy ausschließlich einem Zweck: Es sollte die Opalsucher beherbergen. Ohne die Opalvorkommen in dieser Gegend würde Coober Pedy gar nicht existieren. Mittlerweile hat man auch den Tourismus für sich entdeckt, so daß überall Souvenirshops, Restaurants, Bars und ein Nobelhotel inklusive Campground entstanden. Inzwischen ist Coober Pedy ein Muß für jeden, der den Stuart Highway erobern will.

Mit einem unguuten Gefühl stellte ich fest, daß nirgendwo auf einen Campground hingewiesen wurde. Allerdings neige ich dazu, solcherlei Befürchtungen für mich zu behalten. Als könne ich ihnen ihre Grundlage nehmen, indem ich sie nicht ausspreche. Kinder glauben daran, Erwachsene im allgemeinen nicht mehr, aber es schien zu funktionieren. Denn das Opal Inn, ein piekfeines Hotel, verfügt nicht nur über den unvermeidlichen Souvenirshop, dessen Türglocke eher einer schrillen Alarmanlage gleicht, sondern auch über einen Campground.

Schmutzig, staubig, verschwitzt und nicht gerade standesgemäß gekleidet betraten wir vorsichtig die Rezeption und wurden von einem geschneigelt und gelackten jungen Mann empfangen. Er erweckte den Anschein, als würde sein Outfit alle fünf Minuten überprüft und perfektioniert. Den wenig erbaulichen Anblick, den wir dagegen boten, ist man hier wohl gewohnt, denn er war sehr

freundlich und zuvorkommend. Die Frage, ob wir den Schlüssel zur Waschküche benötigten, führe ich übrigens nicht auf unser Äußeres zurück. Nach 900 Kilometern Wüste ist es unmöglich, wie eine Debütantin auf dem Wiener Opernball auszusehen. Wer in Coober Pedy lebt, der weiß das.

Ganz allein waren wir auf dem gesamten Campground. Das allerdings änderte sich schon nach wenigen Minuten. Unsere Nachbarn muß ich unbedingt erwähnen, denn ich finde, das haben sie verdient. Nehmt's mir bitte nicht übel, Jungs, wenn ihr das hier jemals lesen solltet. Ein Bekannter sagte einmal zu mir: „Ist schon okay, ich weiß ja, wie du's meinst.“ Ich hoffe, ihr wißt es auch.

Daß Australien immer mehr von deutschen Abenteurern erobert wird, wissen wir bereits. Unsere Nachbarn in Coober Pedy stammen zum Beispiel aus Stuttgart, und ihr Reisegefährte unterschied sich kaum von dem unseren. Ihr Verhältnis zueinander schon. Wie der aufmerksame Leser bereits festgestellt hat, sind Mike und ich *nur* gute Freunde, nicht mehr und nicht weniger. Die Beziehung zwischen unseren Nachbarn ging offenbar bedeutend tiefer. Eigentlich nichts ungewöhnliches. Was die beiden allerdings von den meisten Pärchen unterschied, war die Tatsache, daß es sich um zwei Männer handelte.

„Ist der Platz noch frei?“ fragte einer der beiden schüchtern, nachdem sie ihren Camper ein paar Meter von unserem entfernt geparkt hatten.

Der gesamte Campingplatz war noch frei, allerdings schienen die beiden ebenso wie ich ein gewisses Bedürfnis nach Gesellschaft zu haben. Wir kamen kurz ins Gespräch, dann widmete Mike sich wieder dem Gasherde, während ich den Tisch mit unserem bordellblauen⁷ Plastikgeschirr deckte. Mir war sofort aufgefallen, daß es den beiden wohl wenig ausmachte, auf so engem Raum zusammenzuleben und zu schlafen. Ich sagte vorläufig nichts, hatte ich mich doch spätestens am Katherine Gorge daran gewöhnt, daß ich meine Stimme dämpfen muß, um nicht in irgendwelchen Fettnäpfchen herumzutampeln. Das Motto *Hier versteht uns sowieso keiner* funktionierte in der Millionenmetropole Melbourne besser als im Outback.

Auch Mike war die Art und Weise, auf die die beiden miteinander umgingen - sie hatten etwas niedliches in ihrer ganzen Art - nicht entgangen. „Hast du nicht noch ein paar rosa Teller für unsere Nachbarn?“ fragte er, als ich das Plastikgeschirr hervorholte. Er sprach meine Gedanken aus.

Man sollte es gesehen haben, denn Coober Pedy ist so ganz anders als alles, was ich bisher erlebt habe. Leben aber möchte ich hier nicht. Auf einer abendlichen Kneipentour lernten wir einen gebürtigen Griechen kennen, der vor fast vierzig Jahren nach Australien ausgewandert und hier ein italienisches Restaurant betreibt. Er erzählte uns von seiner Vergangenheit, zeigte uns voller Stolz seine griechische Heimat auf einer riesigen und ziemlich mitgenommen aussehenden Landkarte. Er sagt von sich, daß es die beste Entscheidung in seinem ganzen Leben gewesen sei, nach Australien auszuwandern. Die Landkarte, die er vor uns sicher schon vielen anderen interessierten Touristen gezeigt hat, spricht eine andere Sprache.

Es mag sein, daß er das kleine Glück des Aussteigers in Coober Pedy gefunden hat. Vielleicht ist er glücklich, vielleicht redet er sich ein, glücklich zu sein. Vielleicht packt ihn nur ab und zu das Heimweh, das wohl jeder Auswanderer kennt. Wenn er aber mit seinem Leben in Coober Pedy wirklich glücklich und zufrieden ist, dann gehört er zu einer kleinen beneidenswerten Gruppe.

Souvenirshops sollen Touristen anziehen, und zu diesem Zweck sind sie meist schreiend bunt. Die Fassaden in Coober Pedy sind einfach, aber phantasievoll bemalt. Allerdings sieht man darunter immer wieder die Trostlosigkeit, von der das Städtchen beherrscht wird, nicht zuletzt wegen der dicken Staubschicht, die auf jedem Gebäude liegt. Es erinnert ein wenig an alte Spaghettiwestern, die in der Wüste im Südwesten der USA gedreht wurden. Den ständigen Staub der trockenen Wüste kann man nicht übermalen.

⁷ John Wayne prägte die Begriffe nuttenrosa und bordellblau in irgendeinem Western, aber fragen Sie mich bitte nicht nach dem Titel.

Vielleicht drängte sich mir dieser Eindruck besonders auf, ich weiß es nicht. Diesen Eindruck aber hatte ich immer wieder: Diejenigen, die nach Coober Pedy kommen, die träumen vom großen Glück. Diejenigen, die in Coober Pedy aufwachsen, die träumen davon, es zu verlassen.

Aus der Stadt herauszukommen, ist nicht einfach, denn um Coober Pedy herum ist über mehrere hundert Kilometer nichts. Mal eben in den nächsten Ort fahren, das ist unmöglich. Ein Besuch in einer anderen Stadt wird hier zu einer ausgedehnten Reise von mehreren Tagen.

In einem der zahlreichen Dokumentarfilme, die ich mir vor und nach dieser Reise angesehen habe, prägte eine Bewohnerin von Wiliam's Creek einen Satz, der auf den ersten Blick unbedeutend erscheinen mag. In Verbindung mit meinen Gedanken über Coober Pedy ist er das nicht mehr. Auf die Frage, ob sie zum Einkaufen ab und zu mal in die Stadt fahre, sagte sie: „Nein, nach Coober Pedy kommen wir nur ziemlich selten, weil es so weit weg ist.“ Es ist doch erstaunlich, wie unterschiedlich die Dimensionen der menschlichen Vorstellung sind. In meinen Augen ist Coober Pedy ein kleines Örtchen, nicht zu vergleichen mit einer Großstadt wie Adelaide oder Melbourne. Für diese Frau aus Wiliam's Creek aber ist Coober Pedy die nächste große Stadt.

Ob Coober Pedy einen Supermarkt besitzt, weiß ich übrigens nicht. Wiliam's Creek jedenfalls wird alle zwei Wochen mit Nahrungsmitteln beliefert. Wer etwas vergessen hat, der muß es sich von Nachbarn leihen oder zwei Wochen darauf warten. Womit wir schon wieder bei den menschlichen Dimensionen wären. Oder haben auch Sie sich nicht schon geärgert, wenn Sie erst nach Ladenschluß festgestellt haben, daß kein Zucker mehr im Hause ist, um dem Kaffee zu süßen? Stellen Sie sich vor, sie lebten in Wiliam's Creek und müßten Ihren Kaffee nicht etwa bis zum nächsten Morgen ohne Zucker trinken, sondern bis zum nächsten Road Train.

Die erste Schule wurde 1960 in Coober Pedy eröffnet. Die damalige Situation erinnerte wohl ein wenig an die Geschichte Amerikas, als die Missionare versuchten, die Indianer zum Christentum zu bekehren. Die Schülerschar bestand aus 22 Kindern, davon 21 Aboriginies und ein europäisches Kind. Im Alter lagen sie weit auseinander, zwischen fünf und fünfzehn Jahren. Trotzdem gab es nur eine einzige Klasse, denn keines der Kinder konnte lesen oder schreiben.

Das ganz große Glück, von dem wohl jeder Opalsucher träumt, das hat bisher kaum einer in Coober Pedy gefunden. Es gab einmal einen Mann, der auf eine reiche Ader gestoßen ist. Heute lebt er irgendwo weit weg von Coober Pedy und läßt sein Geld und seine Angestellten auf den Opalfeldern für sich arbeiten. Die meisten Opalsucher aber finden nicht genug, um sich von dem Geld irgendwo anders niederzulassen und das sorglose Leben zu führen, von dem sie alle träumen.

Aber ich will Ihnen Coober Pedy nicht madig machen, denn ein Besuch ist wirklich lohnenswert. Allerdings gibt es da einige Dinge, die man in Coober Pedy beachten sollte:

Legen Sie kein Parfüm auf, denn jeder stinkt gleich in Coober Pedy. Wenn Sie Parfüm benutzen, dann fallen Sie auf wie ein bunter Hund. Warum das so ist, ist schnell erklärt. Es gibt kein Wasser in Coober Pedy. Nein, es ist selbstverständlich nicht so, daß hier prinzipiell nicht geduscht und gewaschen wird. Allerdings geht man sparsam mit dem Wasser um, denn wir befinden uns bekanntlich mitten in der Wüste.

Wenn Sie hier halt machen, dann vergessen Sie nicht, ausreichend 20-Cent-Münzen mitzunehmen, denn die Duschen auf dem einzigen Campground kosten Geld. Und kommen Sie nicht auf den Gedanken, daß etwa das Wasser begrenzt ist. Darauf bin ich schon hereingefallen, deshalb kann ich es Ihnen ersparen. Es ist kein besonders berauschendes Gefühl, unter der Dusche zu stehen, nachdem man artig das Wasser abgestellt hat, damit der Vorrat nicht ganz so schnell verbraucht ist, und plötzlich macht es *Klick*. Wenn man sich dann genüßlich das Haupthaar eingeseift hat und feststellt, daß trotz Bitten und Betteln kein Tropfen Wasser mehr aus dem Duschkopf zu locken ist, kann schon einmal das eine oder andere unflätige Wort über die Lippen huschen.

Die 20-Cent-Münze ist für den Australienreisenden in Coober Pedy ein heiliges Relikt. Wir dürfen nicht vergessen, daß die Auswahl der Duscmöglichkeiten zwischen Ayers Rock und Coober Pedy irgendwo zwischen *kannste inner Pfeife rauchen* und *es mag welche geben, aber ich hab keine*

gefunden liegt. Wir können also davon ausgehen, daß die letzte Körperreinigung rund 900 Kilometer Staub und Hitze zurückliegt. Daraus resultierend wird aus dem Gedanken *so'ne Dusche wär ja jetzt nicht schlecht* ein elementares Bedürfnis, welches oft noch vor dem Essen und dem Trinken befriedigt werden will.

Aber vor den Erfolg haben die Götter den Schweiß gesetzt, und vor die Dusche hat Coober Pedy die Suche nach der 20-Cent-Münze gesetzt. Und so wurde ein mehr oder weniger unscheinbares Stück Metall zu einem Heiligtum erhoben.

Aline und Eligio berichteten uns von Bekannten, die sich auf den Weg nach Coober Pedy gemacht hatten. Zum Abschied hatten sie den Urlaubern ein paar Stoffsäckchen mit nützlichen Dingen für die Reise geschenkt. In einem dieser Stoffsäckchen befand sich eine beachtliche Sammlung 20-Cent-Münzen.

Die Versuche, an Wasser zu kommen, nahmen im Laufe der Jahre verschiedene Formen an, aber funktioniert haben die wenigsten. 1919 baute man einen unterirdischen Wassertank mit einem Fassungsvermögen von 500.000 Gallonen, um das Regenwasser aufzufangen. Die durchschnittliche Regenmenge von sechs Inch pro Jahr - zwischen 1916 und 1918 war es nur ein Inch - reichte nicht aus, so daß man das Wasser weiterhin von den umliegenden Flüssen holen mußte.

Über ein halbes Jahrhundert später, 1967, war die Technik schon einige Schritte weiter. Coober Pedy bekam eine solarbetriebene Entsalzungsanlage, denn hundert Meter unter der Oberfläche befinden sich riesige Mengen Salzwasser. Ich vermute, daß dieses Wasser mit den großen Salzseen, die wir wenig später passierten, in Verbindung steht. Sonne gibt es in Coober Pedy mehr als genug, aber es gibt auch Wirbelstürme. Einer dieser Wirbelstürme nahm sich der Glasplatten an und verarbeitete sie zu Kleinholz. Damit war auch dieser Versuch fehlgeschlagen.

Inzwischen kommt das Wasser aus einem Bohrloch und wird in einem komplizierten Verfahren aufbereitet. Das Wasser ist noch immer knapp in Coober Pedy, aber dank der modernen Technik ist eine ausgiebige Körperreinigung möglich, vorausgesetzt, man verfügt über genügend 20-Cent-Münzen. In den 60er Jahren mußte man sich anstellen, um die 24 Gallonen Wasser zu bekommen, die jedem Einwohner zustanden. Geduscht wurde damals mithilfe eines durchlöcherten Milchtanks.

Als die Kuschtiere Hollywoods noch die Erde bevölkerten, muß es in der Gegend um Coober Pedy sehr viel Wasser gegeben haben. Denn auf der Suche nach Opalen machte Vinko Simudvarac einen außergewöhnlichen Fund: Er fand die zu Opalen versteinerten Knochen eines Dinosauriers, was ihnen einen Materialwert von mehreren tausend Dollar einbrachte. Der tatsächliche Wert der *opalisierten Knochen* ist unmöglich zu schätzen.

Eine weitere Geschichte, die ich Ihnen erzählen möchte, ist ebenso amüsant wie authentisch. Die Hauptrolle darin spielt Bernard, und er war auch derjenige, der sie uns erzählte. Sie stammt also aus erster Hand.

Bernard kam wie Aline und Eligio aus Frankreich nach Australien. Für ein paar Jahre ließ er sich in Coober Pedy nieder, wo er genug Geld sparte, um sich später in Victoria niederzulassen. Zugegeben, die Sparsamkeit ist in Coober Pedy eine Tugend, die man sich relativ leicht aneignen kann, denn es gibt nicht viele Möglichkeiten, Geld auszugeben.

Eines Tages nun mußte Bernard einen Schacht vergrößern. Selbstverständlich tat er das nicht mit Schaufel und Spitzhacke. Nein, für so etwas gibt es ja Dynamit. „Oh oh“, werden sie nun vielleicht sagen, denn Dynamit vermag bekanntlich mehr anzurichten als ein Silvesterkracher. Aber Bernard kennt sich mit solchen Dingen aus.

Eine sogenannte Rundumsprengung mit neun sorgfältig verteilten Dynamitstangen sollte es werden. Mangels eines Fernzünders mußte Bernard die Lunte von Hand entzünden und dann möglichst schnell Fersengeld geben. Genau das hatte er vor, indem er sich mithilfe eines Krans aus dem Schacht hievte. Zumindest war es so geplant, allerdings versagte der Kran. Dumm gelaufen.

Bernard konnte sich rechtzeitig aus der Gefahrenzone befreien, indem er sich in einen anderen Schacht rettete. Allerdings stand ihm trotzdem nicht der Sinn danach, den Rest seines Lebens in diesem Schacht zuzubringen. Also schrie er um Hilfe. Ein einsamer Tourist, der das Opalfeld genauer in Augenschein nahm, hörte die Schreie, konnte sie aber nicht orten. So warf er einen Blick in diesen Schacht und dann in jenen Schacht. Als befänden wir uns in irgendeinem Slapstickfilm schaute er just in dem Moment in den Schacht, in dem sich die Sprengladung befand, als diese in die Luft flog.

Der Tourist wurde dabei wohl nicht ernsthaft verletzt, als ihm die gesprengte Erde im wahrsten Sinne des Wortes um die Ohren flog. Denn er suchte, vermutlich zu Tode erschrocken, das Weite und ward nicht mehr gesehen.

Coober Pedy ist außerdem die einzige Stadt in Australien, in der ich bisher eine Kneipe von innen gesehen habe. Nachdem mein erster Versuch, meinen Körper von meinem eigenen Schweiß und dem Staub des Outback zu befreien (keine 20-Cent-Münze), im Keim erstickt wurde, der zweite noch mehr in die Hose ging (zu wenig 20-Cent-Münzen) und der dritte endlich von Erfolg gekrönt war (mehr als genug 20-Cent-Münzen, denn ich bin lernfähig), überkam mich am Abend das Bedürfnis, endlich einmal andere Gesichter zu sehen als das meine im Spiegel und die meiner Begleiter Mike, Darwin und Andy.

Vielleicht war es die Einsamkeit der Wüste, durch die wir immerhin schon mehrere Tage streiften und auch noch einige Tage streifen würden. Denn eigentlich bin ich kein Mensch, der unbedingt Gesellschaft braucht. Das war einmal, die Zeiten sind vorbei. An diesem Abend aber packte es mich derart, daß ich bereit war, zwei Stunden an einem Bier zu nuckeln, um die teure Hotelbar nicht bettelarm wieder verlassen zu müssen. Das allerdings blieb uns erspart, denn die Hotelbar war geschlossen. Ich bezweifelte ohnehin, daß man uns in unserem Aufzug (Stil langhaarige Bombenleger und tätowierte Schwerverbrecher) Einlaß gewährt hätte. Obwohl ich zugeben muß, daß man uns an der Rezeption, die auch für den Campingplatz zuständig ist, wie Gäste und nicht wie wilde Tiere behandelt hat. Vielleicht ist Australien noch toleranter als ich dachte.

So schnell lasse ich mich selbstverständlich nicht unterkriegen. Wenn der Punkt gekommen ist, an dem mir die Decke oder genauer gesagt der freie Himmel auf den Kopf fällt, dann finde ich eine Möglichkeit, mein Bier in Gesellschaft zu trinken. Wie gerufen kam ein Saloon, der von außen keinen besonders gemütlichen Eindruck machte. Das Innenleben vermochte Mike ebenso wenig zu begeistern. Zugegeben, der Raum war ziemlich groß, doch die Kantinenatmosphäre, die ich ebenfalls nicht besonders mag, konnte ich dort nicht finden. Wild im Raum verteilte Stehtische und mehrere Billardtische verkleinerten den Raum optisch. Eine lange, glatt polierte Theke gab auch dem Namen seine Berechtigung. Ich konnte förmlich die Whiskeygläser sehen, die elegant von einem Ende der Theke zum anderen glitten.

„Ich glaube, ich bin hier falsch“, stellte Mike mit zitternder Stimme fest, nachdem ich ihn auf die Besonderheit der Gäste aufmerksam gemacht hatte. Neben ein paar Straßenkindern waren zwei Pärchen anwesend. Vier Männer, um genau zu sein.

Nein, Mike war hier nicht falsch. Vielmehr braucht es in Australien keine besonderen Kneipen für Schwule und Lesben. Ich glaube, das Wort tolerant gebraucht ein Australier nur selten in Verbindung mit Homosexualität. Denn die Akzeptanz der gleichgeschlechtlichen Liebe ist hier kein Zeichen von Toleranz, sondern eine Selbstverständlichkeit.

Was Homosexualität angeht, da ist Australien sozusagen das Land der Unbegrenzten Möglichkeiten. Oder können Sie sich vorstellen, daß der Personalchef einer großen Bank einen Herrn mit Ohrring im rechten Ohr einstellen würde, der ohne Frage schwul ist und das offen zur Schau trägt? Wohl kaum. Hier in Down Under ist das nicht ungewöhnlich.

Für den lockeren Umgang damit sprechen auch diverse australische Filme, wie zum Beispiel *Die Summe der Gefühle*, ein Film um einen jungen Mann, dessen Vater mit derart übertriebener Tole-

ranz an die Sache herangeht, daß er die Liebhaber seines Sohnes regelmäßig verschreckt. Oder *Priscilla - Königin der Wüste*, ein knallbunter und doch stiller Film um drei Schwule, die sich mit einem quietschrosa angemalten Bus auf den Weg nach von Sydney Alice Springs machen. Dabei stellen sie leider fest, daß auch in Australien nicht jeder so leicht und locker mit ihrer Neigung umgeht.

Priscilla - Königin der Wüste ist übrigens aufgrund seiner wunderschönen Naturaufnahmen sehr empfehlenswert für Australienfreunde. Für diejenigen, die eine Reise wie die, die mich zu diesem Buch inspirierte, bereits hinter sich haben, ist er ein regelrechter Glücksgriff. Weniger für die in einem vorigen Kapitel bereits erwähnten Mitzuschauer, denn die Reise mit dem quietschrosa Bus bietet zahlreiche Möglichkeiten, diese in den Wahnsinn zu treiben mit Ausrufen wie: „Da war ich, und da auch und da sowieso!“

Ich möchte die Einwohner Australiens nicht in den Himmel loben, denn hier leben ebenso Menschen wie im Rest der Welt, gute und schlechte Menschen, und irgendwelche Macken hat jeder. Aber ich habe mich lange genug mit dem Thema Homosexualität beschäftigt, mich mit verschiedenen Menschen auseinander gesetzt, um zu wissen, daß man im ach so fortschrittlichen Deutschland noch immer große Probleme mit Schwulen und Lesben hat.

Leben und leben lassen lautet die Devise in Australien, und dem kann ich nur beipflichten. Denn überall auf dieser Welt gibt es wahrhaftig Dinge zu sehen, die die Entwicklung eines Kindes empfindlich stören können. Zwei Männer die sich küssen, zählen sicher nicht dazu.

„The smallest and one of the most beautiful churches I've ever seen (*die kleinste und eine der schönsten Kirchen, die ich jemals gesehen habe*)“, so schrieb ich in das Gästebuch der einzigen Underground Church, die wir besucht haben. Es gibt insgesamt fünf, und eine davon sollten Sie unbedingt besuchen, wenn Sie in Coober Pedy sind. Denn die kleinen Undergroundkirchen von Coober Pedy haben eine Seele. Vielleicht sogar die Seele des Verstorbenen, zu dessen Gedenken sie erbaut wurde.

Coober Pedy ist die Stadt der menschlichen Wühlmäuse. Sie entstand als reine Opalsucherstadt, und das ist sie auch heute noch, Tourismus hin oder her. Angesichts der ständigen Hitze ist es nicht verwunderlich, daß sich auch das Leben außerhalb der Opalfelder unterirdisch abspielt. Da gibt es Underground Cafés, ganze Läden, Hotels und Wohnungen unter der Erde.

Die Kirche, die wir besuchten, wurde zum Gedenken eines Opalsuchers gebaut, der vor langer Zeit in einem Schacht zu Tode stürzte. Es herrscht eine seltsame Stimmung im Innern der Kirche, die eigentlich nicht unter die Erde, sondern in einen Berg hineingebaut wurde. Mit den modernen Kirchen kann ich wenig anfangen, mit dem Christentum ebenso wenig. Ich würde mich nicht als Atheist bezeichnen. Ich weiß nicht, ob es einen Gott gibt. Vielleicht ja, vielleicht nein. Aber wenn es ihn gibt, dann hat er all das Tam Tam, das um ihn gemacht wird, nicht verdient.

Ich bringe alte Kirchen nicht mit Gott in Verbindung. Ich liebe die Atmosphäre in alten Gebäuden, insbesondere in alten Kirchen. Denn Kirchen, das waren schon immer Zufluchtsorte. Von allen antiken Gebäuden sind Kirchen wohl die, die am meisten gesehen und am meisten zu erzählen haben. Im Laufe der Jahrhunderte haben die vielen Menschen, die sie aus unzähligen verschiedenen Beweggründen aufgesucht haben, eine Seele gegeben. Jeder dieser Menschen hatte eine Geschichte, teilweise sehr aufregende, dramatische und dramatische Geschichten. Und jeder dieser Menschen hat einen Teil von sich zurückgelassen.

Die Underground Church von Coober Pedy ist noch keine hundert Jahre alt. Sie hat noch lange nicht so viele Menschen gesehen, so viele Geschichten in sich aufgenommen wie alte Kirchen in Frankreich oder England. Aber in ihr lebt die Seele und die Erinnerung eines Menschen weiter, der unter normalen Umständen längst in Vergessenheit geraten wäre. Und vielleicht ist diese Kirche tatsächlich ein Ort, an dem eine Verbindung besteht, die unter normalen Umständen nicht möglich ist.

So trostlos sie dem kurzfristigen Betrachter auch erscheinen mag, die kleine Stadt mitten in der Wüste übt noch heute eine abenteuerliche Faszination auf jeden aus, der sich ein wenig von der kindlichen Neugier und dem alten Pioniergeist erhalten hat. Wer sich ein wenig Zeit nimmt, um in die Geschichte Coober Pedys einzutauchen, der wird hineingezogen in die Erlebnisse von Pionieren und Abenteurern.

In dem Buch „Coober Pedy - Opal Wonderland of Australia“ berichten diese Pioniere und Abenteurer aus einer Zeit, in der Frauen noch Mangelware waren und kein Tourist seinen Fuß auch nur in die Nähe der Opalfelder setzte. In den vergangenen Jahrzehnten hat sich die Stadt massiv verändert, trotz des Anscheins, die Zeit sei hier irgendwann einfach stehen geblieben. Tom Ryan zum Beispiel, der im Juli 1930 mit Bruder, Schwager und Onkel nach Coober Pedy kam und die Stadt gut ein Jahr später wieder verließ, fühlte sich geradezu erschlagen von den Veränderungen, die vorgegangen waren, als er 1971 und 1976 noch einmal nach Coober Pedy zurückkehrte.

Vierzig Jahre sind eine lange Zeit, und die Veränderungen mögen nicht so gravierend gewesen sein wie in einer Großstadt, die binnen weniger Jahre ihr Gesicht völlig verändern kann. Aber bedenken wir, daß Coober Pedy mitten in der Wüste liegt. Dort, wo die Menschen unter der Erde wohnen, weil sie die stetige Hitze nicht ertragen, geht alles ein wenig langsamer vonstatten. Und Veränderungen, die diese Stadt durchmacht, sind auf den ersten Blick bescheiden. Für die Menschen, die hier leben und lebten, sind sie umso gravierender.

KAPITEL SIEBENUNDZWANZIG

COOPER PEDYS

URGESTEINE

Die folgenden Berichte beruhen auf dem Kapitel „Tales of the Old“ aus dem Buch „Cooper Pedy - Opal Wonderland of Australia“ von Kerry F. Medway. Mit freundlicher Genehmigung des „Secretary Catacomb Church Council“, Cooper Pedy.

Es hat etwas romantisch-verklärtes, wenn man Geschichten aus Cooper Pedy liest, die aus einer längst vergangenen Zeit stammen. Kamelrennen auf den trockenen Sandpisten, Konzerte und Lagerfeuer in der Nacht, für die jeder einen Holzsplitter mitbrachte. In einer dieser Nächte bekam Cooper Pedy vor langer Zeit seinen Namen. Die Zeit vergeht in Cooper Pedy langsamer als anderswo, aber selbst hier ist heute alles anders. Viel ist geschehen, seit Willie Hutchinson 1915 seinen großen Fund machte. Einige dieser Geschichten sind dramatisch oder abenteuerlich, die meisten aber sind in erster Linie amüsant, obwohl die Betroffenen nicht immer darüber lachen konnten. Hier sind einige davon:

Kevin Kamp lebte in den 20er Jahren in Cooper Pedy. Ein Minenarbeiter bot ihm an, für 1000 Dollar seinen Laden zu fegen. Der Arbeiter fand beim Putzen Opalsplitter im Wert von mehr als 4000 Dollar. In den staubigen Schächten hatte er schwer geschuftet und vermutlich von einem solchen Fund geträumt. Er hatte wohl kaum damit gerechnet, seinen Traum mit einem Besen in der Hand zu erfüllen.

Arthur Stretton, auch bekannt als Onkel oder Father Christmas, lebte über dreißig Jahre in der Nähe von Cooper Pedy. Er patrouillierte am Dog Fence, einem endlos langen Zaun, der die Dingos fernhalten soll. Als Fortbewegungsmittel benutzte er zu Anfang ein Kamel, später einen Landrover, als der Fortschritt auch ihn eingeholt hatte. Nach Cooper Pedy kam er stets, um Proviant einzukaufen. Als er im hinteren Teil eines Ladens übernachtete, hörte Arthur ein Geräusch. Er sprang aus dem Bett, schnallte sein Holster um und rannte nach draußen. Es war kalt, so daß er alsbald feststellte, was er in der Eile vergessen hatte: Arthur trug keine Hosen. Ein echtes Urgestein, dem Holster und Pistole wichtiger sind als standesgemäße Kleidung. Angesichts seiner Lebensweise nicht mehr ganz so ungewöhnlich, wie es auf den ersten Blick erscheint. Arthur Stretton starb 1985 in Cooper Pedy.

Tom O'Connor hatte sich ebenfalls dem Fortschritt angepaßt. Er war noch mit Pferden statt mit Autos groß geworden und hat den Umgang mit letzteren niemals richtig gelernt. Wenn er zum Tanken nach Coober Pedy kam, fuhr er mit schöner Regelmäßigkeit die Zapfsäule über den Haufen.

Steve Matusiac hatte es sich in den 40er und 50er Jahren zur Aufgabe gemacht, das australische Wappen aus Bierflaschen herzustellen. Er wurde niemals fertig.

Jim Shaw, der *Iron Man*, kam 1921 nach Coober Pedy. Seinen Spitznamen bekam er, weil er eine Schubkarre über 150 Meilen zwischen Tarcoola und Coober Pedy schob. Die Karre war ausgestattet mit Breitreifen, vernietet mit Eisen, und zum Ölen benutzte Jim Graphit statt Schmiere, um den sandigen Boden zu bewältigen. Diese Maßnahmen nutzten ihm wenig, wenn er die sandigen Hügel erklimmen mußte. Er räumte seine Schubkarre aus, schob sie über die Hügel, kehrte zurück und holte die Ladung nach. Auf dem gesamten Kontinent wurde Jim bekannt als der Menschliche Bockspringer. Er starb 1977 in Andamooka.

Derjenige, der wohl am wenigsten über seine eigene Geschichte lachen konnte, war Carl Willie. Er kam in den 20er Jahren nach Coober Pedy und lebte dort mehr als dreißig Jahre. Er war für die Pumpe am Wassertank verantwortlich und hatte in den 50er Jahren große Probleme mit Dieben. Einmal brachte er einen großen Weihnachtsschinken mit, den er an ein Seil band und in einen Luftschacht hängte. Einige Wochen später zog er das Seil wieder hinauf. Statt des Schinkens hielt er jedoch einen großen Stein in der Hand, der an das Seil gebunden worden war.

Nicht ganz ungefährlich, aber im Nachhinein ziemlich komisch ist die Sache mit dem explodierten Stew⁸. In den 50er Jahren wurden in Coober Pedy erstmals Filme gezeigt. Ein Freilichtkino sozusagen, das erst später in eine richtige Halle umzog. Eines Abends wurde hier ein Cartoon von *Tom und Jerry* gezeigt. Jeder von uns hat sie wohl schon einmal gesehen und weiß, daß es hier eigentlich immer irgendwo knallt und explodiert. Am nächsten Tag gab es eine *Nachahmungstat*. Jemand warf Plastiksprengstoff in den Luftschacht von Keith Edwards. Der Sprengsatz landete auf dem Ofen. Glücklicherweise konnte Keith aus seinem Dugout⁹ fliehen, bevor das Stew, das er gerade kochte, im ganzen Raum verteilt wurde.

Dramatisch ist die Geschichte von Jimmy Ledgard, und seine Rettung kommt einem Wunder gleich. Außerdem ist sie ein Beweis für die kräftige Gesundheit, die man sich aneignet, wenn man sein Leben in der rauen Wildnis der australischen Wüste verbringt. Denn Jimmy war bereits 77 Jahre alt, als sich die folgende Geschichte zutrug:

Jimmy fiel auf dem Weg zu seiner Hütte 60 Fuß (ungefähr 20 Meter) tief in einen Schacht. Sechs Tage verbrachte er dort, ohne Wasser oder Nahrung. Eigentlich kann ein Mensch nicht länger als drei Tage ohne Wasser auskommen, aber Jimmy war nicht nur abgehärtet, er kannte auch gewisse Tricks, die ihm das Leben retteten.

Bei dem Sturz hatte er schwere Prellungen und Schnittwunden erlitten, die ihn zusätzlich schwächten. Niemand hörte seine Hilfreufe. Nach ein paar Tagen begann er, die Fliegen von seinen Wunden wegzubeißen und an Drähten zu saugen, damit sein Mund nicht austrocknete. Unermüdlich klopfte er auf die Holztrommel, die seinen Sturz nach 60 Fuß beendet hatte. Erst nach sechs Tagen hörte man das Klopfen und rettete den Überlebenskünstler aus seinem Schacht.

1972 fand eine Benefizveranstaltung statt. Ziel dieser Veranstaltung war es, 4000 Dollar für einen Ambulanzwagen zu erwirtschaften. Unter anderem wurde ein Schwein versteigert, das schließlich als das *1000-Dollar-Schwein* berühmt wurde. Im ersten Anlauf wurde es für 145 Dollar verkauft. Der großzügige Käufer stellte es für eine weitere Auktion zur Verfügung, woraufhin sich sechs Opalkäufer gegenseitig überboten. Das Schwein brachte schließlich 1045 Dollar ein, und die Veranstaltung wurde ein voller Erfolg.

⁸ Irisches Fleischgericht

⁹ Wohnung, die in den Felsen gegraben wurde, wegen der Hitze sehr beliebt in Coober Pedy, da es in den Wohnungen aus Stein durchgehend kühl ist.

KAPITEL EINUNDREIßS- SIG

DO YOU HAVE SOME BREAD?

DIE FUCHSKUSUS VON HORSHAM

Horsham ist ein typisches südaustralisches Örtchen mit einer Hauptstraße, die quer durch die kleine Stadt führt, ein paar Seitenstraßen und allem, was man so braucht. 1852, als in Victoria der Goldrausch ausgebrochen war, führte Alexander Tolmer, der damalige Polizeiinspektor von South Australia eine Eskorte zu den Goldminen, um das gefundene Gold sicher nach Adelaide zu bringen. Der Weg führte ihn auch durch Horsham, das damals aus einer Polizeistation, einem Laden, einer Schmiede und ein paar Holzhäusern bestand.

Nicht lange danach startete ein gewisser Captain Cadell die Dampfschiffahrt auf dem Murray River. Das Geschäft florierte bald, denn die Siedler, die sich entlang des Flusses niedergelassen hatten, zogen großen Nutzen daraus. Der Busch trennte sie von der Zivilisation der großen Städte, und so entstand schnell ein reger Handel auf dem Fluß. Anfängliche Rückschläge mußte man selbstverständlich einstecken, wie zum Beispiel zu hohe oder zu niedrige Wasserstände oder explodierende Boiler. Die Technik steckte damals noch in den Kinderschuhen.

Die „*Nellie*“ besaß einen richtigen Ladentisch, an dem Waren aller Art verkauft wurden, selbst Spielsachen konnten die Siedler hier erwerben. Die „*Etona*“ aber bot den wohl ungewöhnlichsten Service an. Sie war sozusagen eine schwimmende Kirche, auf der heiratswillige Paare getraut und Babies getauft wurden. Sozusagen die erste Drive-Inn-Heiratskapelle, mit hervorragendem Service, denn hier kam die Kapelle zu den Kunden, und das auch noch über den Wasserweg.

Die unberechenbare Natur machte es den Menschen nicht immer leicht. 1884 fiel so wenig Regen, daß zahlreiche Schiffe steckenblieben. Die verderblichen Waren, die sie geladen hatten, lagerten von Mai bis September auf den Schiffen, so daß sie teilweise nicht mehr verkauft werden konnten. Diese Verluste schlugen sich in horrenden Preisen nieder. Als der Tourismus die Raddampfer entdeckte und Pläne für Staudämme und Schleusen geschmiedet wurden, ging es wieder aufwärts.

In den Jahren seit dem großen Goldrausch hat sich viel verändert. Die Stadt ist gewachsen, Aborigines und Dingos, von denen Alexander Tolmer sprach, gibt es in dieser Gegend nicht mehr, obwohl er ungefähr dem Straßenverlauf folgte, auf dem auch wir 150 Jahre später in Richtung Melbourne fuhren. Die Menschen strömen auch nicht mehr mit Kutschen und Ochsenkarren zu den

Goldminen. Vorbei ist der Goldrausch und die Zeit, als die Bank von Adelaide nicht mehr in der Lage war, das Gold in Bares umzutauschen, weil nicht mehr genug Bares vorhanden war. Aber ein wenig von dem alten Pionierwind wehte uns noch um die Nase, als wir in der Dämmerung am Flußufer saßen.

In Horsham, wo wir unser erstes Nachtlager im Staat Victoria aufschlugen, wurden wir außerdem von einem klassischen Vertreter Australiens begrüßt. Dem unkundigen Australienreisenden sind sie sicher nicht so bekannt wie Känguruhs und Koalas. Dafür sind es ausgesprochen freundliche Tiere und echte Kulturfolger. Sie scheinen um ihr niedliches Äußeres zu wissen, und da sie keineswegs dumm sind, wissen sie das auch zu nutzen.

Es begab sich auf einem wunderschön gelegenen Campground, nur ein paar Meter außerhalb von Horsham. Wir profitierten wieder einmal davon, daß man in Australien so gut wie nie einen Platz zugewiesen bekommt. Unser Nachtlager schlugen wir in unmittelbarer Nähe eines Fließchens auf. Wunderschöne Fotos entstanden hier, denn die Sonne spiegelte sich auf dem Wasser, während sie sich zur Ruhe begab.

Am Abend setzte ich mich mit einem Campingstuhl bewaffnet ans Ufer, schrieb in mein Tagebuch, daß am heutigen Tage nicht besonders viel passiert war und wohl auch nicht viel mehr passieren würde (welch ein Irrtum) und beobachtete ab und zu Mikes Versuche, ein zweites Abendessen zu fangen. Ein Angler hatte ihm gesagt, daß es hier riesengroße Welse gäbe. Nun ja, es wäre sicher ein Erlebnis gewesen, das seine Brust vor Stolz hätte anschwellen lassen wie die Kehle eines paarungsfreudigen Frosches. Andererseits hätten wir zur Zubereitung eines solchen Tieres eine Paelapfanne benötigt. Davon einmal abgesehen gab es hier zumindest eine Katze, die uns wohl für den Rest der Nacht in den Belagerungszustand versetzt hätte. Davon abgesehen wollte sie nicht viel mit mir zu tun haben. Sie hockte sich unter einen Busch und laberte mir lediglich die Ohren voll. Der Geruch von gebratenem Fisch hätte sie sicher dazu veranlaßt, ihre Entscheidung noch einmal zu überdenken. Wie auch immer, wir wurden nicht mit diesem Problem konfrontiert, denn alles, was Mike aus dem Fluß holte, war ein nasser Fuß.

Gegen ein Uhr beschlossen wir, dem Beispiel der Sonne zu folgen und uns zur Ruhe zu begeben. Als ich von den Waschräumen zurückkehrte, hörte ich neben mir ein scharrendes Geräusch. Es kam von einem Baum kommen, der uns am Tage noch angenehmen Schatten gespendet hatte. Das Tier mußte recht groß sein, denn eine Eidechse hätte kaum einen solchen Lärm machen können.

An dem Baum hing ein ungefähr kaninchengroßes graubraunes Tier und starrte mich mit riesigen schwarzen Augen an. Die ebenso großen Ohren waren gleichfalls auf mich gerichtet. Ein paar Sekunden lang starrten wir uns an, während das Tier wohl überlegte, ob von mir irgendeine Gefahr ausging. Ich dagegen grub in meinem Gedächtnis und überlegte, was oder wen ich vor mir hatte. Es mußte ein nachtaktives Tier sein, dafür sprach nicht nur die späte Stunde - auch Tiere werden ab und an zu einer Zeit geweckt, zu der sie eigentlich schlafen - sondern auch die riesigen Augen.

Das Tierchen - nennen wir es beim Namen, denn es war ein Fuchskusu - brachte seine Überlegungen offenbar zu einem mehr oder weniger positiven Ergebnis. Es huschte an dem Baum hinauf und ließ sich auf dem abgebrochenen Ast nieder. Dort blieb es sitzen und betrachtete mich interessiert. Währenddessen begann ich mit ihm zu reden. Ich glaube, ich faselte ausgemachten Schwachsinn daher, erzählte dem Fuchskusu, daß wir beide von derselben Neugier getrieben wurden. Ich hatte wohl Recht, denn mein neuer Freund wackelte ein wenig mit dem Hintern, wobei er eine bequemere Stellung suchte und schaute mich weiterhin an. Es war, als verstünde er jedes Wort und wäre sehr interessiert an unserem einseitigen Gespräch.

Vorsichtig warf ich einen Blick zum Wagen. Mike hantierte im Inneren, aber er dachte nicht in Traum daran, zu mir hinüberzusehen. Immer noch vorsichtig versuchte ich zu winken. Das hier wollte ich ihm auf keinen Fall vorenthalten. Ich war noch immer dem Irrglauben verfallen, daß die wild lebenden Tiere eine extreme Scheu vor Menschen hatten und schlich zum Wagen, um Mike zu

holen. Ganz leise öffneten und schlossen wir die Tür und schlichen zurück zu dem Baum. Der Fuchskusu hatte sich nicht von der Stelle gerührt.

„Hol die Kamera“, sagte Mike leise.

Auch mir war mir der Gedanke schon gekommen. Allerdings fürchtete ich, das Tier mit dem Blitzlicht zu erschrecken. Immerhin sind Nachttiere kein grelles Licht gewöhnt. Letzten Endes startete ich einen Versuch, wobei sich der Fuchskusu nicht im mindesten beeindrucken ließ. Er zuckte nicht einmal mit der Wimper.

Als Dank, weil er sich so wunderbar präsentierte, boten wir ihm Toast an. Ein Festmahl, denn binnen weniger Minuten hatten sich insgesamt vier Kusus eingefunden. Plötzlich wurden sie mutig, huschten auf der Erde um uns herum, nahmen uns das Brot nach einer Weile aus der Hand und ließen sich letzten Endes sogar streicheln. In der Regel ließen sie sich die Berührung nur kurzfristig gefallen, einer war allerdings unter ihnen, dem es sogar zu gefallen schien.

Mein kleiner Freund gab sich etwas schüchterner, denn er blieb auf seinem Aststumpf hocken. Bedauerlicherweise fiel von dem Festmahl nicht viel für ihn ab, da ich ihn auf seinem Hochsitz nur schwer erreichen konnte. Lediglich eine Scheibe konnte ich ihm heraufreichen, als sich aber die übrigen Tiere einfanden, gelangte keine Scheibe mehr bis zu ihm. Stattdessen saß er auf seinem Aussichtsturm und beobachtete neugierig das Treiben seiner Artgenossen, die uns ohne Scheu aus der Hand fraßen. Er tat mir irgendwie leid, denn immerhin hatten wir ihm diese Begegnung zu verdanken. Ich denke, es war nicht einmal die Scheu vor uns. Eher schien er sich vor seinen eigenen Artgenossen zu fürchten, denn Fuchskusus sind eigentlich Einzelgänger und wissen ihr Territorium lautstark zu verteidigen, wenn sie nicht gerade von Campern gefüttert werden.

Als uns das Brot ausging, beging Mike einen schweren Fehler. Er streckte einem der Tiere seine Hand hin, ohne Brot, versteht sich. Der kleine Kerl wurde ein wenig ungehalten, als er feststellte, daß es sich bei dem Dargebotenen lediglich um eine Hand handelte. Mit seiner krallenbewehrten Pfote grapschte er nach Mikes Finger. Eine ziemlich schmerzhaft Angelegenheit, denn Fuchskusus leben fast ausschließlich auf Bäumen, weshalb die Natur ihnen sehr lange und scharfe Krallen mit auf den Weg genommen hat.

Die Tiere begriffen schnell, daß es nichts mehr zu holen gab. Ebenso schnell besannen sie sich darauf, daß sie eigentlich als Einzelgänger leben, die sich nur dann miteinander arrangieren, wenn es sich lohnt. Ein Mitternachtsimbiß zählt offenbar zu den lohnenswerten Dingen. Vom Wagen aus konnten wir allerdings sehen und auch hören, wie man sich gegenseitig ankurrte und schließlich wieder seiner eigenen Wege ging.

Eine Begegnung wie diese ist übrigens nicht ungewöhnlich. Fuchskusus sind echte Kulturfolger¹⁰. Man trifft sie oft auf Campingplätzen an, wo sie sich gut von dem ernähren, was die Gäste ihnen zustecken. Oder sie bedienen sich bar jeder Angst oder Hemmungen am kalten Buffet. Die bunten Früchte der südlichen Hemisphäre, zu einem Kunstwerk dekoriert, müssen eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf die kleinen Tiere ausüben.

Wie schon gesagt, sie wissen ihr niedliches Äußeres zu nutzen. Zudem sind sie Allesfresser, man findet also immer etwas, womit man ihnen eine Freude machen kann. Beim Füttern der Tiere sollte man trotzdem vorsichtig sein und nicht vergessen, daß zum Beispiel scharf gewürzte Lebensmittel für kein Tier das richtige Nahrungsmittel sind.

Das Äußere der Fuchskusus beschert ihnen heute ein schönes und verhältnismäßig sorgenfreies Leben. Vor etwa fünfzig Jahren aber wurde es ihnen zum Verhängnis. In Neuseeland zum Beispiel wurden erst sie von Australien eingeführt. Als sie sich dort vermehrt hatten - die Kunst der schnellen Vermehrung beherrschen sie ähnlich gut wie Kaninchen - stellten die feinen Damen fest, wie wunderschön und weich das Fell doch ist. Tatsächlich fühlt sich ihr Fell an wie Plüsch. Und so wur-

¹⁰ Kulturfolger: Tiere, die die Anwesenheit von Menschen nicht scheuen, sondern nutzen, z.B. Waschbären, die nachts die Mülltonnen in menschlichen Siedlungen plündern; Vögel, die sich vom Menschen füttern lassen; oder wie in diesem Fall Fuchskusus, deren Speiseplan größtenteils aus dem besteht, was ihnen die Menschen zustecken, die auf den Campgrounds nächtigen.

den sie gnadenlos gejagt, denn ihre Pelze waren plötzlich in. Ihre Bestände wurden dabei nie ernsthaft gefährdet. Zu ihrem Glück sind Pelze in den vergangenen Jahren außerdem mehr und mehr in Verruf geraten.

Fuchskusus verschmähen auch Zierpflanzen und Rosen nicht, so daß sie mittlerweile als Plage gelten. Ich denke, daß sie sich gerade hier in Victoria nur wenig Freunde machten, denn der kleinste Staat auf dem australischen Festland nennt sich nicht umsonst *The Garden State*.

Wir betrachteten die kleinen Gesellen nicht als Plage, sondern als freundliche Tierchen, gefräßig und ziemlich frech, aber richtig niedlich.

KAPITEL DREIUNDREISSIG

GOODBYE CAMPER

Scheiden tut weh. Es tut auch weh, wenn man sich *nur* von einem Kleinbus trennt, insbesondere wenn man zwei Wochen lang in diesem Bus zu Hause war. Wir hatten uns häuslich eingerichtet mit einer reisgefüllten Schlange, die am Rückspiegel baumelte, einem kleinen Plastikschild am Fenster (in Deutschland gekauft, aber echt australisch), Darwin und Andy auf der Ablage und Schränken, die ein Chaos beinhalteten, das dem in meiner Wohnung in nichts nachstand.

Unser Zuhause war klein. Am Abend mußten wir den Tisch abschrauben, um im Bett schlafen zu können, am Morgen mußten wir das Bett zusammenklappen, um am Tisch sitzen zu können. Den Gasherd mußten wir mithilfe seiner Scharniere ins Freie befördern, da wir im Wagen kein offenes Feuer anzünden durften. Bei starkem Wind erweist sich diese Art zu kochen als wahres Kunststück. Nicht zu vergessen das Dach, das wir hochklappen mußten, um aufrecht stehen zu können und ein Kühlschrank, der sich postwendend seines Inhalts entledigte, wenn wir uns auf den Weg machten, ohne die Tür richtig zu verschließen.

Aber gerade diese kleinen Dinge waren es, die unseren Camper so gemütlich machten. Wenn ich eines gelernt habe, dann ist es dies: Die perfekte Art, Urlaub zu machen ist Campen. Dafür brauche ich keinen elf Meter langen Winnebago mit Luxusausstattung, im Gegenteil. Der größte Vorteil eines solchen Wagens ist seine Mobilität, die durch nichts zu ersetzen ist.

Jede Nacht woanders. Man fährt morgens los und hat keine Ahnung, wie und wo man die kommende Nacht verbringen wird. Man weiß nur, daß es amüsant wird. Denn zu lachen gab es eigentlich immer etwas. Ich erinnere mich noch an einen Campground in der Nähe von Weymouth in Südenland. Die *Rezeption* bestand aus einem Wohnwagen, der seine besten Zeiten längst hinter sich hatte. Im Fenster hing ein verblichenes Blatt Papier, das uns darüber aufklärte, wie wir uns zu verhalten hätten. In einer einzigen Nacht verstießen wir unzählige Male gegen zwei der drei Vorschriften. Zum einen durften Vertreter verschiedener Geschlechter - also Mann und Frau, von Zwittern war keine Rede - nicht im selben Zelt übernachten. Leider stand uns nur *ein* Zelt zur Verfügung. Zudem war *bad language* streng verboten. *Bad language* bedeutet nichts anderes als Schimpfworte. Ich habe an diesem Abend einmal gezählt, wie oft man mich aufgrund meiner Wortwahl vom Platz geworfen hätte. Beim zehnten oder elften Mal habe ich aufgehört zu zählen. Verzeihen Sie mir bitte diesen kurzen Ausflug nach Europa, es paßte gerade so gut.

Zwei Wochen lang jede Nacht woanders, einen solchen Urlaub habe ich in Australien zum ersten Mal verbracht. Manchmal reist man mit Wehmut ab, wenn man einen wahren Goldschatz findet wie in Frontier Kakadu Village, Ayers Rock Resort, Port Augusta, Hahndorf oder Horsham. Manchmal reist man mit lustigen Geschichten im Gepäck ab wie im Dunmarra Roadhouse, in Alice Springs oder Coober Pedy. Ab und zu kommt es auch vor, daß man abreist und froh ist, gesund und lebendig zu sein, wie in Klein Chicago.

Wie ich sehe, überwiegen die Goldschätze bei weitem. Ein schönes Ende für dieses Kapitel, und ein schönes Kapitel für unser Campgroundhopping.

KAPITEL ZWEIUNDVIER- ZIG

DER HEILIGE STEIN DER WOMBATS II ODER WARUM DIE WOMBATS GRUNDSAETZLICH AUF HUEGEL KACKEN

Es war einmal... So fangen die meisten Märchen an. Dieses nicht. Warum nicht? Ganz einfach: Weil es kein Märchen ist. *Wann* sich diese Geschichte zugetragen hat, das weiß niemand so genau. *Daß* sie sich aber irgendwann einmal zugetragen, das steht fest. Aber auch der Name unseres Helden ist vermutlich irgendwann verloren gegangen. Kein Wunder, denn diese Geschichte wurde über viele Jahre hinweg nur mündlich weiter getragen. Nun liegt sie zum ersten Mal auch schriftlich vor.

Der Name unseres kleinen Helden, so wie er mir zugetragen wurde, ist eigentlich nur noch ein Kauderwelsch, das heute niemand mehr aussprechen kann. Vermutlich wurde er im Laufe der Zeit viele Male verdreht und entstellt. Ich schlage vor, wir halten uns nicht weiter an dem Namen auf und nennen ihn der Einfachheit halber schlicht Bobby.

Bobby hatte keine Ahnung, als seine Geschichte begann. Er hatte keine Ahnung vom Leben, denn er war nur ein sehr junger und ahnungsloser Wombat, wie viele andere Wombats auch. Und er hatte keine Ahnung, daß er derjenige war, der das Leben seiner Artgenossen bis zum heutigen Tage verändern würde. Letzteres sollte sich bald ändern. Obwohl er selbstverständlich auch keine Ahnung hatte, daß er derjenige war, der Wombatgeschichte schreiben sollte. Eigentlich hatte er von nichts eine Ahnung, und das ärgerte ihn.

Das Gras war nicht besonders saftig, dort, wo Bobby aufwuchs. „Wir suchen seit Generationen nach dem Verheißungsvollen Land“, hatte seine Mutter immer wieder gesagt. Leider hatte auch sie keine Ahnung, wo sich dieses Verheißungsvolle Land befinden sollte. Das ärgerte sowohl sie als auch Bobby.

„Das Verheißungsvolle Land ist eine Legende“, widersprach darauf sein Vater. Das ärgerte Bobby und seine Mutter ebenfalls, denn sie glaubten fest an die Existenz des Verheißungsvollen Landes. Die meisten Wombats aber hatten die Suche danach längst aufgegeben.

Doch so leicht wollte Bobby nicht aufgeben. Eines Tages zog er los, ein kleiner ahnungsloser Wombat, ganz auf sich gestellt. Und er fraß und fraß und fraß, immer auf der Suche nach dem saftigen Gras, das im Verheißungsvollen Land wachsen sollte. Ja, selbst im Schlaf kaute er noch laut schnarchend und schmatzend vor sich hin. So ist es auch kaum verwunderlich, daß Wombats noch heute sehr rundliche Tiere sind.

Eines schönen Tages - Bobby hatte seine Suche noch immer nicht aufgegeben - stand ein gigantischer Felsen auf seinem Weg. Selbstverständlich sah Bobby den Felsen nicht rechtzeitig, denn seine ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf das Gras, das er mehr oder weniger begeistert in sich hineinschaufelte. Es kam, wie es kommen mußte. Bobby rannte mit einem schmerzhaften Aufprall gegen das Hindernis.

„Shit!“ fluchte er heftig. Fast könnte man meinen, daß ihm der Ausgang dieser Geschichte bereits bekannt war. Aber ich glaube, er hatte noch immer genauso wenig Ahnung wie Sie, lieber Leser.

Bobby blieb einen Moment stehen und betrachtete den Felsen argwöhnisch. Nun dürfen wir nicht vergessen, daß er nicht einfach nur ein Wombat war. Nein, er war ein *junger* Wombat, eben ein Kind. Und Kinder wollen hoch hinaus, sie nutzen jede Gelegenheit, die Welt von oben zu sehen. Darin unterschied sich Bobby keineswegs von anderen Kindern. Ich glaube, wir können ihn sogar als ausgesprochen abenteuerlustiges Exemplar seiner Gattung bezeichnen.

Eine Weile umkreiste Bobby den Felsen auf der Suche nach einer Stelle, die sich vielleicht als Treppe oder Leiter anbot. Er fand keine. Statt dessen fand er den Weg durch allerlei undurchdringliches Grünzeug versperrt, so daß er nicht auf die andere Seite des Felsen gelangte. Das Gestein aber war rau und weich, so daß er seine scharfen Krallen tief hineingraben konnte. Zu Beginn noch ein wenig unsicher zog sich Bobby an dem Felsen hinauf.

„Nicht nach unten sehen“, sagte er immer wieder. „Nicht nach unten sehen, nicht nach unten sehen.“

Bobby sah nicht nach unten. Mit einer für sein junges Alter beachtlichen Disziplin arbeitete er sich ohne Pause an dem Felsen hinauf, bis er sein Ziel endlich erreicht hatte. Dabei mag er einen recht amüsanten Anblick geboten haben, denn ein Wombat gleicht einem Bierfaß mit einer Schnauze vorne dran. Glücklicherweise war aber niemand da, der sich an dem Schauspiel vom *Bierfaß, das einen Felsen erklimmt*, erfreuen konnte.

Noch ein wenig außer Atem erreichte Bobby schließlich sein Ziel und betrachtete voller Staunen den Felsen, der von unten gar nicht so groß ausgesehen hatte. Natürlich mußte er sich vorsichtig bewegen, denn der Stein war zwar groß, aber auch kugelförmig.

Vorsichtig wagte Bobby einen Blick über den Rand hinweg und erschauerte. Kaum zu glauben, daß er so hoch geklettert war. Er konnte kaum noch die Stelle erkennen, an der er begonnen hatte, den Felsen zu erklimmen. Auf der anderen Seite, dort wo er durch das Gestrüpp nicht hingelangt war, versperrte ihm nun dichter Nebel die Sicht. Neugierig rückte Bobby immer weiter auf den Rand zu, als sich plötzlich sein Darm zu Wort meldete. All das Gras, das er in den vergangenen Tagen gefressen hatte, bahnte sich nun unaufhaltsam seinen Weg nach draußen.

Bobby drehte sich nach allen Seiten um, denn auch kleine Wombats kennen ein gewisses Schamgefühl. Er war ganz allein auf dem Felsen. Mit halb geschlossenen Augen suchte er eine bequeme Stellung und erleichterte sich seufzend. Nachdem er sein Geschäft verrichtet hatte, stand augenblicklich wieder die Neugier im Vordergrund.

„Vielleicht hat sich der Nebel verzogen“, sagte er leise zu sich selbst und rückte wieder näher an den Rand des Felsens. Unglücklicherweise trat er dabei auf seine eigenen Hinterlassenschaften. Es war eine gewaltige Hinterlassenschaft, auf der Bobby wie ein Bobfahrer im Eiskanal über den Fel-

sen rutschte. Verzweifelt klammerte er sich an dem Gestein fest, das aber war so weich, daß es unter seinen Krallen einfach nachgab. Er schrie um Hilfe, schrie um sein Leben, doch niemand war da, der ihn hören, geschweige denn retten würde.

Bobby hatte mit seinem jungen Leben bereits abgeschlossen, als er über den Rand des Felsens segelte, durch den Nebel hindurch und flog und flog und flog. Letztendlich hatte ihn die Erde wieder. Eine Weile blieb Bobby mit geschlossenen Augen liegen, in der festen Überzeugung, tot und - vielleicht - im Paradies zu sein.

Dank seiner mächtigen Polster überlebte Bobby den Sturz ohne große Schäden. Darüber hinaus landete er weich in dem hohen Gras, das auf der anderen Seite des Felsens wuchs. Hoch und saftig, wie Bobby alsbald feststellte. Unter dem dichten Nebel zog sich eine beinahe endlose Wiese dahin, die irgendwo in der Ferne von einem dichten Wald begrenzt wurde. Er hatte es gefunden, das Verheißungsvolle Land. Ganz nahe war er ihm schon lange gewesen, denn es befand sich lediglich auf der anderen Seite des Felsens.

Seit diesem Tage kacken Wombats grundsätzlich auf Hügel, in der Hoffnung, auf der anderen Seite Gras zu finden, das noch grüner und noch saftiger ist. Um sich aber nicht ernsthaft zu verletzen, wenn sie wie Bobby auf ihren eigenen Hinterlassenschaften ausrutschen sollten, fressen sie sich schon in jungen Jahren ein beachtliches Fettpolster an.

KAPITEL FUENFUNDVIERZIG

MENSCH BISS HAI! - AUSTRALIENS KULINARI- SCHE SPEZIALITAETEN

Dieser Titel ist weder ein Scherz noch ein Irrtum. Genau so lautete einmal eine Schlagzeile in einer australischen Zeitung. In dem dazugehörigen Artikel wurden zwei Statistiken verglichen. Zum einen betraf es die Zahl der Menschen, die jährlich von Haien gebissen werden. Dagegen gestellt wurde die Zahl der Haie, die jährlich von Menschen gegessen werden. Aus der Sicht der Haie ist das Ergebnis ausgesprochen traurig. Erschwerend kommt hinzu, daß ein gebissener Mensch in den meisten Fällen auf einen Irrtum zurückzuführen ist, den er selbst verschuldet hat, wie wir aus dem vorhergehenden Kapitel noch wissen. Wenn ein Hai von einem Menschen gegessen wird, dann tut der Mensch das ganz bewußt. Meistens jedenfalls. Aber Ausnahmen bestätigen die Regel, und ich muß zu meiner Verteidigung sagen, daß ich eine dieser Ausnahmen bin. Und das kam so:

In Philip Island angekommen kauften wir brav unsere Tickets für die Pinguinparade. Stichprobenartig wurden die Besucher nach ihrer Postleitzahl befragt, vermutlich für Statistiken, wie man sie auch hierzulande kennt. Ausgerechnet mich traf eine solche Stichprobe. Verständigungsprobleme hatten wir keine, denn ich bin der englischen Sprache durchaus mächtig. Allerdings konnte ich ihm beim besten Willen nicht die Postleitzahl von Aline und Eligio verraten, zumal ich mich mit dem australischen Postleitzahlssystem ohnehin nicht auskenne. Die einzigen Personen, die mir hätten weiterhelfen können, waren längst über alle Berge.

Mit meiner eigenen Postleitzahl hätte der gute Mensch nur wenig anfangen können. Die Aussies sind offenbar der Meinung, es gäbe weltweit nur sechsstellige Postleitzahlen. Kommt ihnen eine fünfstellige Postleitzahl unter, wie sie in Deutschland üblich sind, dann wird kurzerhand eine Null irgendwo dazwischen gestopft.

Wie auch immer, ich erklärte, daß ich nicht von hier sei und die Postleitzahl von meinen Gastgebern leider nicht kenne. Kein Problem, denn offenbar werden auch fremde Länder in der Statistik geführt. Er wollte also wissen, wo ich herkäme. Damit ließ er mich aber noch lange nicht aus den Klauen, denn wir leben bekanntlich im Zeitalter der Nummern, so daß er zuerst einmal die Nummernkombination für Deutschland heraussuchen mußte.

Nun wäre es ziemlich unhöflich, einfach so von dannen zu ziehen, und die Erziehungsversuche meiner Eltern haben tatsächlich gefruchtet. Zum anderen wäre es ein schwerer und finanziell nicht ganz unerheblicher Fehler gewesen, das Weite zu suchen, bevor der Angestellte mein Herkunftsland registriert hatte. Denn erst nachdem ich in der Statistik untergetaucht war, bekam ich mein Ticket.

Meine Begleiter waren bekanntlich lange vorher in der großen Halle entschwunden, so daß ich mich flugs auf die Suche nach ihnen machte. Ich vermutete sie im Souvenirshop, fegte einmal hindurch, aber ohne Erfolg. In der Kantine rechnete ich mir noch geringere Chancen aus, denn wir hatten erst wenige Stunden zuvor eine Pizza bewältigt, die sich durchaus mit dem Begriff Wagenradpizza schmücken darf. Pustekuchen, in der Kantine fand ich sie, schon wieder ihre Bäuche füllend.

Ziemlich ungehalten hielt ich der versammelten glücklich mampfenden Mannschaft eine Moralpredigt darüber, wie man sich in großen Menschenansammlungen am besten verhält, um sich nicht zu verlieren. Frei nach dem Motto *Hungrige Kinder sind immer quengelig* versuchte man, mich zu füttern. Mein Magen protestierte, während mir von der einen Seite die Tortellini aufgeschwatzt wurden und von der anderen Seite die unvermeidlichen Fish'n Chips. Ich überhörte den Protest und wundere mich bis heute, daß ich in den gesamten fünf Wochen in Australien nur zwei Kilo zugelegt habe.

Mikes Fish'n Chips schmeckten nicht schlecht, nach Fisch eben, aber nach ausgesprochen wohl-schmeckendem Fisch. Während ich noch kaute, erklärte mir Aline, daß das, was wir da aßen, genau das ist, was Sie, liebe Leser, sicher schon längst wissen: Hai. Ich aß weiter. Ob ich dieses Essen gewählt hätte, weiß ich nicht. An diesem Tage eher nicht, just nachdem ich den Zeitungsartikel mit den beiden Statistiken gelesen habe. Grundsätzlich denke ich, hätte ich Hai zumindest probiert.

Wenden wir uns nun den Krokodilen zu, die wir genau dort gegessen haben, wo man sie am häufigsten antrifft: Im Northern Territory. Vorher aber möchte ich der Verteidigung noch einmal das Wort geben:

Ich weiß nicht, ob es dem einen oder anderen Leser aufgefallen ist (mir fallen derartige Faux-Pas ziemlich schnell auf), aber wir reden hier von dem Tier, nach dem ich meinen Verlag benannt habe. Pervers wäre vielleicht zuviel gesagt, aber ein solches Tier sollte ich auf einen Sockel stellen statt es zu essen. Dazu möchte ich zum einen auf die Aboriginies verweisen. Der Baramundi ist ihnen heilig und darf nur zu bestimmten Zeiten gefangen werden. Tatsache aber ist, daß sie ihn fangen und essen dürfen und voller Stolz als den besten Speisefisch der Welt bezeichnen. Aber ich möchte mich nicht rausreden, indem ich mit dem Finger auf andere Menschen zeige. Vielmehr erhielt das Krokodil - Ginga - seine besondere Bedeutung erst ein paar Stunden, nachdem ich ein sogenanntes Croc-Sandwich gegessen hatte. Und das war so:

Reisen wir einmal zurück ins Northern Territory, genauer gesagt in den Kakadu. Während unserer Tagestour wurde selbstverständlich geluncht. Zur Wahl standen Sandwiches mit Baramundi, Buffalo und Krokodil. Känguruhs habe ich im Norden nirgendwo in mundgerecht zubereiteter Form gefunden, und das Krokodil reizte unsere Neugier mit Abstand am meisten, denn Baramundi ist eben Fisch, und Fisch ist Fisch. Der eine schmeckt besser als der andere, aber so gravierend stelle ich mir die Unterschiede eigentlich nicht vor. Nennen Sie mich Banause, aber auch der australische Buffalo unterscheidet sich meiner Vermutung zufolge nicht sonderlich von unserem Rind. Aber Krokodil, das ist doch mal was ganz anderes.

Das Krokodilfleisch ist weiß und zart, hat aber meiner Meinung nach keinen besonderen Eigengeschmack. Ordentlich gewürzt kann man es gut essen, allerdings wird es mir nicht schwer fallen, das Tier, das meinem Verlag seinen Namen lieh, in Zukunft nicht mehr als Nahrungsmittel zu betrachten. Eine unverzichtbare Delikatesse ist es nicht.

Probieren Sie es, und bilden Sie sich Ihre eigene Meinung. Wenn Sie dann einmal einem Saltie Auge in Auge gegenüberstehen, dann können Sie ihm zumindest drohen, indem Sie sagen: „Beiß mich, ich beiß zurück.“ Ob sich das Tier davon beeindrucken läßt, dafür garantiere nicht.

Am besten geschmeckt hat mir eigentlich der Emu. Das Fleisch ist praktisch frei von Fett, da Emus eine Fettschicht dicht unter der Haut tragen. So zubereitet, wie es Aline uns servierte, schmeckte er wie Gulasch.

Lamm mag auch hierzulande nicht ungewöhnlich sein. Aber die Geschichte möchte ich kurz zum Besten geben:

Ich habe mich seit meiner Kindheit geweigert, Tierkinder zu essen. Der Gedanke, ein Tier zu essen, das gerade ein paar Wochen gelebt hat und dann geschlachtet wird, ist mir ein Greuel. Ich akzeptiere, wenn sich andere mit Heißhunger über Kalb oder dergleichen hermachen. Was das künstlerisch herausgeputzte Spanferkel mit Apfel im Maul, Petersilie in den Ohren (wie wär's noch mit einer Möhre im Hintern?) und Messer und Gabel in den Seiten betrifft, so würde mir dieser Anblick gänzlich den Appetit verderben.

Aber zurück zu dem Lamm, das eigentlich schon gar kein Lamm mehr war. Wir scherzten über meine Abneigung gegen das Essen von jungen Tieren, und ich versprach Aline, es zumindest zu probieren. Ich probierte, und es schmeckte nicht übel. Dann meldete sich Eligio zu Wort, wobei er die Worte so wählte, daß der Schuß eher nach hinten losging. Sinngemäß übersetzt sagte er: „Es ist doch glücklich gestorben. Alle seine Freunde waren bei ihm.“ Ich lachte und aß weiter. In diesem Sinne: Mahlzeit.

KAPITEL SECHSUNDVIERZIG

DIE PINGUINE VON PHILIP ISLAND

Kennen Sie die berühmte Pinguinparade von Philip Island? Nicht? Nun ja, das sollten Sie aber, bevor Sie die Geschichte von Adam und seinen Artgenossen lesen. Ich werde es also kurz erklären:

Nicht weit von den Seal Rocks im Staat Victoria, in dem wir uns seit geraumer Zeit aufhalten, liegt Philip Island. Eigentlich ist es gar keine richtige Insel, aber es heißt nun mal Philip Island.

Am Strand von Philip Island leben ganze Horden von Pinguinen. Den Tag verbringen sie im Wasser, erst abends kehren sie zu ihren Höhlen zurück. Irgendwann kam man auf den Gedanken, aus den zahlreichen Heimkehrern ein Geschäft zu machen. Und so entstand die Pinguinparade von Philip Island.

Den Pinguinen dürfte es ziemlich schnuppe sein, ob man sie auf ihrem Heimweg beobachtet oder nicht. Da ihre Augen an die Dunkelheit unter Wasser gewöhnt sind, ist das Fotografieren mit Blitzlicht streng verboten. Ebenso ist der Raum für die Besucher sorgfältig abgetrennt. Denn wenn die Pinguine auf ihrem Weg irritiert oder irgendwie gestört werden, kann es passieren, daß sie ihre Höhle nicht mehr wiederfinden.

Auch wir, Mike und ich, sahen uns diese Parade gemeinsam mit Aline und Eligio an. Sie war an diesem Abend recht dürftig. Ich glaube, wir haben nicht mehr als zwei oder drei Dutzend Tiere gesehen, während sich in den Sommermonaten schon um die zweitausend Pinguine zeigten. Vielleicht war es ganz gut so. Wenn wir mehr gesehen hätten, dann wäre die folgende Geschichte vielleicht gar nicht erst zustande gekommen:

Während die Menschenmassen vor Aufregung - und vielleicht auch ein wenig vor Kälte - zitternd auf das Nahen der Pinguine warteten, tauchte endlich der erste noch etwas schüchterne Pinguin auf. Und weil er der erste war, nennen wir ihn *Adam*.

Adam kam sich offenbar etwas verloren vor und wußte nicht so genau, was er nun tun sollte. Was ihr Gesellschaftsleben betrifft, so sind die Pinguine uns Menschen recht ähnlich. Ganz allein wollen sie nicht sein, aber zu nahe kommen sollten ihnen ihre Artgenossen auch nicht. Und wehe, einer besetzt eine Höhle, die ihm nicht gehört... Aber dazu kommen wir noch.

Adam tappte also eine Weile ziemlich unentschlossen im Wasser herum, tauchte unter und tauchte wieder auf, schwamm ein Stück aufs Meer hinaus und kehrte wieder zurück an den Strand. Ob er die vielen hundert Augenpaare und die zahlreichen Kameras und Ferngläser bemerkte, die auf ihn gerichtet waren, weiß ich nicht. Auf alle Fälle schien er nicht gewillt, ganz allein zwischen den vielen Menschen hindurch nach Hause zu gehen.

Ab und zu mimte er den Mutigen und ließ das Meer mit wilder Entschlossenheit hinter sich. Die wilde Entschlossenheit flaute ebenso schnell wieder zu einem *Ich weiß nicht so recht* ab, und Adam

ließ sich erneut von den Wellen tragen. Einen ausgesprochenen Rückzieher machte er dabei eigentlich selten. Vielleicht kennen auch Pinguine einen gewissen Stolz, denn er ließ sich lediglich ins Wasser fallen, um dann ganz unauffällig mit den Wellen wieder aufs Meer hinauszutreiben. So konnte er sich zurückziehen, ohne dabei sein Gesicht zu verlieren.

Letzten Endes faßte er sich tatsächlich ein Herz und watschelte ganz allein zu seiner Höhle. Ihm war die Zeit wohl zu lang geworden, so daß er eilig den Hügel erklimmte, ohne nach rechts und links zu schauen.

Dann geschah eine ganze Weile nichts. Ich denke, Adam lag schon im tiefen Schlummer, als sich endlich der nächste Pinguin zeigte. Allerdings war dieser nicht mehr allein. Diesmal traf ein ganzes Trio ein. Nennen wir die drei einmal *Billy*, *Bobby* und *Buzzy*. Warum nicht Eva, wollen Sie wissen? Weil wir nach dem Alphabet gehen und nicht nach der Bibel. Da ich kein sehr religiöser Mensch bin, kenne ich das Alphabet besser als den Stammbaum von Adam und Eva.

Billy, Bobby und Buzzy blieben ebenso wie Adam lange Zeit im flachen Wasser stehen und hielten Kriegsrat. Ab und zu wanderten sie wieder ins Wasser zurück, wohl um nach dem anderen Ausschau zu halten. Dabei blieben sie aber immer dicht zusammen und stellten sich nach der erfolglosen Suche wieder ins flachere Wasser und berieten.

Nach einer Weile tauchten rechts und links ebenfalls zwei Gruppen auf. Wir widmen uns aber weiterhin Billy, Bobby und Buzzy, so daß ich die beiden anderen Gruppen vorerst nicht mit Namen versehen habe.

Eine ganze Weile ließen sie uns zappeln, diese drei geometrisch perfekt angeordneten Pinguinruppen. Sechs Pinguine auf der rechten Seite, nochmals sechs auf der linken Seite und drei Pinguine - Billy, Bobby und Buzzy - direkt geradeaus. Das Ganze erinnerte tatsächlich an ein militärisches Manöver, wobei man sich über die genaue Vorgehensweise wohl noch nicht einig war. Jedenfalls bewegte sich keine der Fronten in erwähnenswerter Weise auf die gespannt wartende Menschenmenge zu.

Ich hätte in diesem Moment viel darum gegeben, die Gedanken der Tiere lesen zu können. Vielleicht dachten sie sowas wie: „Diese Menschen kommen jeden Abend, um uns auf dem Weg zu unserem Nachtlager zu beobachten. Mal sehen, wie lange sie ausharren, wenn wir sie zappeln lassen und einfach im Wasser bleiben.“

Sie entschlossen sich glücklicherweise, es nicht darauf ankommen zu lassen. Endlich setzten sich die Gruppen gleichzeitig in Bewegung, nachdem der eine oder andere Nachzügler noch zu ihnen gestoßen war. Das Trio von Billy, Bobby und Buzzy war dabei um 100% angewachsen. Just nachdem sich *Chloé* - wir wollen auch bei den Pinguinen die Emanzipation nicht ganz vergessen - *Chrissy* und *Crappy* zu Billy, Bobby und Buzzy gesellt hatten, kam also Bewegung in die Gruppe. Billy, Bobby und Buzzy warfen einen vorwurfsvollen Blick in Richtung Chloé, Chrissy und Crappy, der wohl sagen sollte: „Da seid ihr ja endlich.“ Es schien tatsächlich, als hätten sie nur auf die drei Artgenossen gewartet. Cliquenwirtschaft unter Pinguinen, eine interessante Entdeckung.

Folgen wir den sechs Pinguinen noch ein wenig länger, denn ich hatte die kleinen Freunde inzwischen lieb gewonnen. Ich hoffe, Ihnen geht es genauso.

Ich kann es nicht beschwören, aber ich glaube, am eiligsten hatte es Bobby. Mit weit vorge Strecktem Schnabel, als ginge es darum, die Ziellinie sozusagen mit einer Schnabellänge Vorsprung zu erreichen, preschte oder vielmehr wackelte er auf seinen kurzen Beinchen den Hang hinauf. Dabei hielt er die Flügel weit von sich gestreckt, vermutlich um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Ohne Erfolg. Nach wenigen Metern fiel er schnabelüber in den Sand, rappelte sich aber sofort wieder auf und rannte weiter. Inzwischen lag er aber so weit in Führung, daß er den Sturz und den damit verbundenen Zeitverlust ohne weiteres wegsteckte. Sie können sich wohl lebhaft vorstellen, daß der Eilige Bobby einen ausgesprochen amüsanten Anblick bot. Unfreiwillige Komik nennt man das wohl.

Das Gegenteil von Bobby war Crappy, der Nachzügler. Sich nach allen Seiten umsehend schlenderte er hinter den anderen her, als habe er alle Zeit der Welt. Vielleicht wußte er auch einfach nicht mehr, wo sich seine Höhle befand und wartete nun ab, bis alle anderen ihr Heim erreicht hatten. Dann wäre die Auswahl natürlich sehr viel kleiner, wobei in gleichem Maße seinen Chancen wuchsen, die eigene Höhle wiederzufinden. Ich komme immer mehr zu dem Schluß, daß Pinguine so etwas wie Stolz kennen. Bei Gelegenheit werde ich sie danach fragen.

Nachdem unsere drei Grüppchen verschwunden waren, blieb der Strand leer. Nun machte sich auch die Menschenhorde auf den Weg, denn es bestand nicht mehr viel Hoffnung, noch weitere ankommende Tiere zu sehen. Statt dessen folgten wir den wenigen Heimkehrern.

Unterwegs begegneten wir einem weiteren Pinguin, der ähnliche Probleme wie Crappy zu haben schien. Allerdings war *Dusty* offenbar weniger an dem interessiert, was um ihn herum geschah. Vielmehr war er auf der verzweifelten Suche nach seiner Höhle. Anfangs fiel er immer wieder hinter seinen Kollegen zurück, die den Holzsteg, auf dem wir standen, links liegen ließen und den Hang erklimmen.

Dusty wanderte nun schnurstracks auf den Steg zu und blieb davor stehen, während sein Kopf nervös hin und her zuckte. Vermutlich befand sich seine Höhle unter dem Steg, aber die vielen Menschen darauf machten ihn wohl nervös. Verständlich, denn wir bekommen ebenfalls kein Auge zu, wenn eine Elefantenherde über unser Haus marschiert. Oder hätten Sie vielleicht in New York City übernachten wollen, als Godzilla dort zu Besuch war? Also, ich verzichte gern. Ähnlich muß sich so ein kleiner Pinguin fühlen, wenn eine Horde Menschen über seiner Höhle auf einem Steg herumtrampelt. Ich muß zur Verteidigung meiner eigenen Artgenossen sagen, daß wir uns alle sehr still verhielten. Trotzdem war es gut so, als ein Angestellter des Nationalparks kam, um uns dorthin zu schicken, wo auch Dusty hin wollte: Nach Hause.

Bevor wir uns aber auf den Heimweg machten, beschloß *Eddy*, noch einen kleinen Beitrag zu dieser Geschichte zu leisten. Es kommt nicht selten vor, daß ein Pinguin seine Höhle nicht mehr wieder findet, und so erging es auch Eddy. Nun kann es auch vorkommen, daß ein Pinguin kurzerhand eine andere Höhle in Anspruch nimmt. Glücklicherweise kann sich derjenige, der ausgerechnet eine Höhle besetzt, die tatsächlich leer steht. Sei es, daß der ursprüngliche Bewohner sein Leben gelassen hat oder ganz einfach seine Höhle ebenfalls nicht wiederfindet. Wenn allerdings der rechtmäßige Besitzer zurückkehrt, wird augenblicklich der gesamte Strand über den begangenen Fehltritt informiert. Man mag es kaum glauben, aber diese kleinen Tiere können eine gewaltige Lautstärke entwickeln, wenn sie richtig wütend sind.

Eddy war nun entweder todmüde oder blind oder dumm oder alles auf einmal. Jedenfalls suchte er sich eine Höhle aus, die von einem - das konnten selbst die menschlichen Beobachter ohne weiteres erkennen - fast ausgewachsenen Küken inklusive Elternteil bewohnt wurde. BAD IDEA!

Als sich der schlaftrunkenen oder blinde oder dumme Eddy dieser Höhle näherte, kam einer der Pinguine mit beachtlicher Geschwindigkeit aus der Höhle geschossen und verscheuchte den sichtlich verwirrten Eindringling mit lautem Geschrei und heftigen Schnabelhieben. Ich weiß nicht, ob eine derartige Abreibung tatsächlich notwendig war, denn Eddy war augenblicklich bereit, den Rückzug anzutreten. Was den wütenden Bewohner der betreffenden Höhle nicht daran hinderte, weiterhin auf Eddy einzuhacken. Auf Hausfriedensbruch reagieren Pinguine eben sehr empfindlich.

An dieser Stelle müssen wir Eddy leider seinem Schicksal überlassen, denn der Park schloß nun endgültig seine Tore. Aber seien Sie unbesorgt. Ob Eddy seine eigene Höhle wieder gefunden hat, weiß ich nicht. Gefunden hat er mit Sicherheit irgendeine. Denn in dem zum Park gehörigen Gebäude wurden künstliche Höhlen angelegt, in die man als Besucher hineinsehen kann. Nur eine davon war besetzt, nachdem wohl alle Pinguine ihre Behausung aufgesucht hatten. Wer weiß, vielleicht war es sogar Eddy, der in dieser Höhle hockte und von riesigen Fischeschwärmen träumte.

KAPITEL NEUNUNDVIER- ZIG

DIE SANFTE GEWALT, DER MOUNT FIELD NATIONALPARK

Entdeckt hatte ich den Mount Field Nationalpark eher zufällig unter den Ausflugstips Tasmaniens. Eigentlich waren es die Russell Falls, die uns dorthin zogen. Von Port Arthur einmal abgesehen kannten wir nichts, was man sich in Tasmanien unbedingt ansehen sollte. Allerdings war uns klar, daß Tasmanien neben den Gefängnisruinen eine urwüchsige und praktisch unberührte Natur zu bieten hat. Ein Drittel der Insel wurde inzwischen zum Weltnaturerbe erklärt. Ein Teil dieser Natur befindet sich im Mount Field Nationalpark, den wir an unserem zweiten Tag erstaunlich früh erreichten. Unterschätzt man die Entfernungen auf dem australischen Festland schnell, so ist es in Tasmanien genau umgekehrt. Die Insel ist so klein, daß es keine großen Entfernungen gibt. Allerdings sollte man die teils sehr kurvenreiche Strecke nicht unterschätzen.

Der Mount Field Nationalpark besteht fast ausschließlich aus Eukalyptusbäumen und Farn. Die Eukalyptusbäume erreichen dabei eine Höhe von mehr als hundert Metern. Damit sind sie die zweitgrößten Bäume der Welt. Nur der berühmte Mammutbaum kann sie noch überbieten. Eukalyptusbäume wachsen gerade in die Höhe, wobei die unteren Äste nach und nach absterben. Aus der Froschperspektive kommt man sich angesichts dieser sanften Gewalt klein und mickrig vor.

Nutzen Sie die Chance, die der Baum durch den geraden Stamm und das Fehlen von Zweigen bietet. Stellen Sie sich an den Fuß eines Eukalyptusbaumes und schauen sie gerade an dem Stamm hinauf bis zu seiner Spitze. Auf diese Weise lernt man binnen Sekunden die Ehrfurcht vor der Natur.

„Using all your senses“, sagte ein Schild mitten im Wald.

„Take some deep breaths and relax for a while.

Have you noticed any wildlife in the forest? Have you heard the sound of the wind in the treetops or savoured the fresh air?

Our lives are not lived at the pace of the forest. In our culture there is too little them for comtemplation.

Why not take a seat? Or lie down and watch the clouds drift past the tops of the highest trees. Be silent.

Imagine yourself as a part of the forest.“

„Nutze alle deine Sinne.

Atme tief ein und ruhe für eine Weile aus.

Hast du all das wilde Leben im Wald bemerkt? Hast du das Rauschen des Windes in den Baumwipfeln gehört, die frische Luft gerochen?

Wir leben unser Leben nicht in dem geruhsamen Tempo des Waldes. In unserer Kultur ist zu wenig Ruhe für die Besinnung.

Nimm doch Platz. Oder lege dich nieder und betrachte die Wolken, die an den Wipfeln der höchsten Bäume vorübergleiten. Sei ganz still.

Entdecke dich selbst als einen Teil des Waldes.“

Ich ließ mich auf der Bank nieder, die man neben dem Schild aufgebaut hatte und lauschte nur noch dem Rauschen der Blätter über mir. Ich habe das Paar nicht beachtet, das an mir vorbeihastete, einen kurzen Blick auf die Tafel warf, sie offenbar für uninteressant erachtete - sie erweckten den Eindruck, als befänden sie sich auf einer Stadtrallye, auf der es darum geht, möglichst schnell möglichst viele Informationen zu sammeln - und weiter hastete. Und ich stellte fest, daß einige Minuten nicht genügen, um mit dem Wald eins zu werden. Stunden genügen nicht, und auch ein ganzer Tag wäre noch viel zu wenig. Ein ganzes Leben würde vielleicht ausreichen. Ein Mensch aber, der wie ich dreißig Jahre in dem Gefängnis namens Zivilisation zugebracht hat, der ist einfach nicht mehr fähig, ein Teil dieses Waldes zu werden. Ich sehe mich mehr als viele andere in der Lage, aus diesem Gefängnis auszubrechen. Aber so sehr eins sein mit diesem Wald wie die Känguruhs, die Tasmanischen Teufel, all die kleinen Tiere, die Vögel, das wird einem sogenannten zivilisierten Menschen kaum gelingen. Es gibt also nur eine Möglichkeit für mich, das zu tun, was das Schild empfiehlt, mit dem Wald eins zu werden: Begrabt mein Herz an der Biegung des South Alligator und den Rest zwischen Eukalyptus und Farn irgendwo im Mount Field Nationalpark.

Im Wald ist es meist so düster, daß in meinem Schriftstellerhirn augenblicklich die Zahnräder ineinandergriffen. In meiner Phantasie hüpfen nicht nur Känguruhs durch das Unterholz, sondern auch Elfen, Zwerge, gute und böse Feen... So bin ich eben. Je tiefer ich in die Natur eindringe, umso mehr arbeitet mein Gehirn an neuen Geschichten.

Sonnenlicht dringt nur wenig durch die hohen Wipfel der Eukalyptusbäume. Ideale Voraussetzungen für den Farn, der hier geradezu wuchert. Es ist interessant zu beobachten, wie sehr der Farn den Schatten sucht. Auf Lichtungen und dort wo das Sonnenlicht die Erde erreicht, drängt sich der Farn in den Schatten. Nicht ein einziges Blatt wagt sich ins Sonnenlicht. Dank dem tadellosen Wetter konnte ich dieses Phänomen besonders gut beobachten.

Warum die Bäume nicht in den Himmel wachsen, so lautet der Titel einer Geschichte, die mein Vater geschrieben hat, über einen Baum, der sich nichts sehnlicher wünschte, als größer als alle anderen zu sein. Eines Tages überragte er alle anderen Bäume, wenig später aber war er ganz allein. Die anderen Bäume waren gestorben, weil der Baum, der unbedingt in den Himmel wachsen wollte, kein Sonnenlicht mehr durchließ. Im Mount Field Nationalpark haben sie sich arrangiert, die Bäume, die in den Himmel wachsen und die Pflanzen, die nichts so sehr verabscheuen wie das Sonnenlicht.

Wie empfindlich die Natur trotz ihrer scheinbaren Macht ist, das sieht man gleich zu Anfang des Parks. Ein gefällter Eukalyptusbaum liegt neben dem Weg, einer der größten Bäume, die jemals auf australischem Boden gewachsen sind. Ende der 60er Jahre mußte er gefällt werden. Vermutlich hatten Termiten den Stamm zerfressen und regelrecht pulverisiert. Der Baum maß über als 100 Meter, der Stamm muß einen Durchmesser von weit mehr als zwei Metern gehabt haben, und der Stumpf würde zu einem gemütlichen Picknick einladen, wenn er keine krabbelnde Millionenstadt beherbergen würde. Zerstörerische Termiten sind in Australien leider keine Seltenheit.

Wenn Sie in Tasmanien irgendwelche Hinweisschilder finden, die Ihnen erklären wollen, wie lange man bis zu einem bestimmten Punkt benötigt, dann beachten Sie diese Schilder nicht oder rechnen Sie mit der doppelten bis dreifachen Zeit. Drei Wasserfälle besuchten wir im Mount Field Nationalpark, und nicht einen erreichten wir innerhalb der angegebenen Zeit. Der letzte Wasserfall, die Lady Baron Falls, lag laut Wegweiser nur eine halbe Stunde von diesem Wegweiser entfernt. Leider habe ich die Minuten nicht gezählt, aber ich glaube, wir waren eineinhalb Stunden unterwegs, und der Weg war zeitweise sehr beschwerlich. Ab und zu hörten wir ein Plätschern oder Wasserrauschen. Beseelt von neuer Energie stapften wir drauflos, bis sich das heftige Wasserrauschen, das eigentlich nur von stürzenden Wassermassen stammen konnte, als kleines Bächlein entpuppte. Nun, wir haben es geschafft, und es hat sich gelohnt.

Unterwegs begegnete uns ein fast schwarzes Känguruh. Es war sehr klein und gedrungen, ein sogenannter Filander. Der Filander ist eigentlich wie die meisten Tiere Tasmaniens dämmerungs- und nachtaktiv. Vielleicht hatte die ständige Dämmerung in dem dichten Unterholz des Eukalyptuswaldes seinen Zeitplan durcheinander gebracht.

Der Filander ist nicht größer als ein Wallaby, er wird kaum einen halben Meter groß. Die großen schwarzen Knopfaugen, die buschigen runden Ohren und die kurze Schnauze geben ihm etwas niedliches.

Anfangs konnten wir noch eine ganze Familie beobachten, die meisten Tiere zogen sich jedoch bald zurück. Eines blieb, und es ließ sich durch den Menschaufmarsch, der sich allmählich auf dem Weg bildete, nicht stören. Nur ein paar Meter entfernt hoppelte es durchs Unterholz, verschwand hinter einem umgefallenen Baum, tauchte wieder auf, sprang hinüber und äste ungestört weiter. Der Filander hatte uns gesehen, er hatte uns seinerseits eine Weile beobachtet, zeigte aber keinerlei Scheu. Vielleicht belächelte er sogar die Menschen, die nacheinander stehenbleiben, teilweise mit diversen Kameras im Anschlag in der Gegend herumschlichen, dabei aber nie einen Fuß ins Unterholz setzten, um ihn nicht zu verscheuchen.

Mit der fehlenden Scheu der australischen Tiere hatte ich schon auf dem Festland meine Erfahrungen gemacht. Trotzdem ist es immer wieder faszinierend, derart zurückgezogen lebende Tiere aus solcher Nähe zu beobachten und sich dabei nicht einmal verstecken zu müssen.

KAPITEL DREIUNDFUENFZIG

TASMANIENS DUNKLES KAPITEL, PORT ARTHUR

Im vergangenen Jahrhundert war Großbritannien eine Weltmacht, soviel wissen wir wohl alle noch aus dem Geschichtsunterricht. In einer Zeit, in der man von Flugzeugen, die binnen 24 Stunden die halbe Erde umrunden, noch beinahe so weit entfernt war wie der unglückliche Ikarus, beherrschte das Vereinigte Königreich die Meere und damit die Welt. Großbritannien war der Big Boß der internationalen Handelswege, womit sie auch die Möglichkeit hatten, alles und jeden überallhin zu transportieren. Davon machten sie regen Gebrauch, indem sie ihre Häftlinge, die eigentlich niemand in seiner Nähe haben möchte, weit weit weg brachten. Für die Sträflinge begann damit ein neues Leben in einer neuen Welt, denn die Chancen, je wieder nach Hause zu kommen, standen nicht besonders gut. Australien war damals so weit von Europa entfernt wie der Mond. Düstere Aussichten auf eine Zukunft, von der niemand auch nur annähernd wußte, wie sie aussah.

So großartig Großbritannien als Wirtschafts- und Industrienation war, so trostlos sah das Leben für die Bevölkerung aus. Die Bauern wurden ihrer Ländereien und ihrer Arbeit beraubt, woraufhin sie in Massen in die Großstädte strömten, um Arbeit zu finden. Was sie fanden, waren schmutzige Straßen, bittere Armut, Hunger und daraus resultierend eine ständig wachsende Kriminalität. Der Kontinent am anderen Ende der Welt kam wie gerufen, um die vielen Sträflinge *einzulagern*.

Von den britischen Gerichten wurde diese Form der Strafe als humaner Umgang mit dem Problem der wachsenden Kriminalität und der ständig zunehmenden Zahl der Sträflinge betrachtet, denn sie galt als Akt der Gnade, um den Verurteilten vor dem Strang zu bewahren. Für die Sträflinge selbst war die Deportation ein Schicksal, das schlimmer war als der Tod.

Die Geschichte von Port Arthur ist traurig und düster und mit ihren rund hundertzwanzig Jahren nicht besonders alt. Daher ging sie mir besonders nahe, denn das traurige Schicksal der Menschen wird greifbarer und lebendiger. Man weiß sehr viel über die einzelnen Häftlinge, über das was sie in der Heimat zurückließen und das, was sie in der Fremde erwartete. Dieses Wissen wird auch dem Besucher vermittelt, der sich in das bittere Leben der Menschen hineinziehen läßt.

Viele Häftlinge erreichten Australien und Tasmanien gar nicht erst. Sie starben an Influenza, Polio und anderen Epidemien. Tatsächlich starben die meisten von ihnen an den unglaublichen hygienischen Bedingungen auf den Schiffen. Die Krankheiten waren eine Folge der Gleichgültigkeit, die den Häftlingen entgegenschlug. Das änderte sich erst, als die Schiffsführer nur noch für die Inhaftierten bezahlt wurden, die Tasmanien lebend erreichten. Es ist wohl überflüssig zu erwähnen, daß es keineswegs die Gleichgültigkeit gegenüber den Häftlingen war, die nachließ.

Schwerverbrecher gab es nur wenige in Port Arthur. Die meisten waren Tagediebe, die aus Hunger oder Kälte einen Apfel, einen Laib Brot oder Kleidung gestohlen hatten. Diebstahl wurde damals ähnlich hart bestraft wie Mord, die Beweggründe spielten dabei keine Rolle. Viele hatten sie Familie, eine Frau oder eine Verlobte, die sie in England zurücklassen mußten.

Münzen wurden geprägt, die heute im Museum in Port Arthur ausgestellt sind. „*Wann immer du diese Münze ansiehst, denke an mich.*“ Ein junger Mann gab die Münze mit dieser Aufschrift seiner Geliebten, bevor er verschifft wurde. Er versprach, so schnell wie möglich zu ihr zurückzukehren. Man kennt die Namen der beiden. Ob sie sich jemals wiedergesehen haben, weiß man dagegen nicht.

Viele Tagediebe wurden in Port Arthur zu Schwerverbrechern oder Psychopathen. Wenn der Tod das Elend eines Menschen beendete, wurde er auf der *Isle of Death* beigesetzt. Rund zweitausend Menschen sind auf der kleinen Insel vor der Küste begraben, wobei den Sträflingen mit keinem Stein gedacht wurde. Heute soll es auf der Insel spuken. Aberglaube und Geistergeschichten sind in Tasmanien, insbesondere in Port Arthur, sehr weit verbreitet. Auch im Official Junior Medical House soll es schon Geistererscheinungen gegeben haben.

„Die haben doch ganz gut gelebt“, stellte Mike fest, nachdem er die tägliche Speisekarte inspiziert hatte: 125 Gramm Brot, 250 Gramm Fleisch, 650 ml Suppe, 375 Gramm Kartoffeln. Klingt nicht übel, Von Wasser und Brot haben sie nicht gelebt. Vergessen wir aber nicht die Demütigungen und die Zellen im Hochsicherheitstrakt, die damals als die kleinsten Gefängniszellen in ganz Australien galten. Die Liste der Regeln, an die sich die Häftlinge zu halten hatten, war lang und schien nur auf derlei Demütigungen aus zu sein. Wer sich nicht daran hielt, hatte schlechte Karten.

Das einzelne Individuum sollte gedemütigt und gebrochen werden. Das begann bei der Kleidung, die aus einem Stoff bestand, der sich mit Regenwasser vollzog und dabei schwer und naß wurde. Es setzte sich fort in einem widerlichen Haferschleim, den die Sträflinge allmorgendlich anrühren und trinken mußten. Ausbrecher wurden gnadenlos ausgepeitscht. Wurde der Sträfling während dieser Tortur ohnmächtig, so holte man ihn mithilfe eines Salzbadens ins Leben zurück.

Rechte gab es nicht für die Häftlinge. Frauen zum Beispiel, die als Dienstmädchen eingesetzt und vom Hausherrn verführt oder gar vergewaltigt wurden, hatten die Schuld zu tragen, wenn der Ehebruch publik wurde.

In den 50er Jahren entstand für die Unverbesserlichen das berüchtigte Separate Prison. Hier herrschte absolutes Redeverbot. Wenn die Häftlinge ihre Zellen verließen, um zu arbeiten oder in die Kirche zu gehen, trugen sie Masken, damit sie keinen Blick auf einen Mithäftling erhaschen oder mit ihm reden konnten. Die Strafen für den kleinsten Verstoß waren unmenschlich. Es gab nur wenige Verstöße, was den zuständigen Kommandanten mit Stolz erfüllte. Daß es die nackte Angst vor der neunschwänzigen Katze und anderen Bestrafungen war, das sah man damals nicht.

Als Port Arthur 1870 geschlossen wurde, erkannte man erst das Erbe des Separate Prison: Menschen, die nicht mehr fähig waren, in einer Gesellschaft zu leben. Sie waren seelisch und geistig am Ende, wahnsinnig geworden, von harmlosen Irren bis hin zu Psychopathen.

Währenddessen wurde nach außen hin eine perfekte Gefängnisidylle gezeigt. Sobald sich der Träger eines hohen politischen Amtes ankündigte, verwandelte sich Port Arthur in den Traum eines jeden Häftlings. Es dauerte Jahrzehnte, bis Öffentlichkeit und Politiker erfuhren, wie es tatsächlich hinter den Gefängnismauern zuging. Kurz darauf wurde das Gefängnis geschlossen.

Ausbruchsversuche gab es selbstverständlich zuhauf. Und der eine oder andere wurde sogar von Erfolg gekrönt. Viele machten sich die Flüsse und Seen zunutze, denn im Wasser verlieren Hunde bekanntlich die Fährte. Einige bemächtigten sich der Boote, die sie praktisch überall fanden. Denn jeder Offizier in Port Arthur besaß ein eigenes Boot, um seine freie Zeit beim Angeln totzuschlagen zu können. Andere wiederum wateten durch einen Wasserlauf, während die Hunde sozusagen auf einer Parallelstraße nach ihnen suchten. Zwei Flüchtige versteckten sich ein halbes Jahr lang im und am Wasser, wobei ihnen tatsächlich die Flucht gelang.

Die Flucht von George Hunt, auch kurz Billy genannt, war zwar zum Scheitern verurteilt, aber er schrieb Geschichte und erheitert heute noch die Besucher von Port Arthur, denn er hat seine Wächter nach allen Regeln der Kunst an der Nase herumgeführt:

Billy verkleidete sich als Känguruh. Nun tummeln sich in Tasmanien nur die kleinen Wallabies. Die mannsgroßen Roten und Grauen Riesen findet man nur auf dem Festland. Aber wir wollen die biologischen Kenntnisse der Wächter nicht überschätzen. Immerhin trug sich diese Geschichte vor rund hundert-siebenzig Jahren zu, als die australische Tierwelt noch fremd und ziemlich unerforscht war. Davon abgesehen handelte es sich beim Gefängnispersonal oft um Sträflinge, deren Bildung eher kläglich war. Viele konnten nicht einmal lesen und schreiben, obwohl man versuchte, ihnen diese Grundkenntnisse schon auf dem Schiff beizubringen.

Zwei Soldaten entdeckten das *Känguruh* und nahmen die Verfolgung auf. Dabei waren sie nach wie vor der Überzeugung, ein großes Känguruh zu verfolgen und beschossen, das Tier zu erschießen und sich einen herzhaften Eintopf zu bereiten. Als sie auf das Tier schossen, bekam Billy kalte Füße und gab seine Identität preis.

Eine Vorliebe für unsoziales Verhalten wurde Billy nachgesagt. Zugegeben, er benahm sich aufsässig, zum Beispiel versuchte er, Falschgeld in Umlauf zu bringen, wofür er zu dreißig Tagen Einzelhaft bei Wasser und Brot verurteilt wurde. Rund eineinhalb Jahre später wurde er ertappt, als er heimlich und ohne Erlaubnis seines Aufsehers hinter den Militärbaracken herumschlich. Drei Wochen Arbeit in Ketten folgten. Zwei Jahre später wagte er es, mit einem gewissen George Meadowcroft unter einer Decke zu schlafen: Drei Monate Sträflingskolonne. Weitere zwei Jahre später wurde ihm aufrührerisches Verhalten vorgeworfen, sowie eine unerlaubte Kommunikation mit einer Baracke, die nicht seine eigene war, was immer das auch heißen mag. Man brummte ihm einen weiteren Monat in der Sträflingskolonne auf.

Von Beruf war Billy Schornsteinfeger, weiteren Berichten zufolge soll er vor seiner Deportation außerdem ein Quacksalber oder Schauspieler gewesen sein. Dafür spricht sein grandioser Auftritt als Känguruh. Der Traum einer jeden Schwiegermutter war er sicher nicht, zumal die oben aufgeführten Beispiele nur eine Auswahl dessen sind, was er ausgefressen hat. Sicher bin ich auch nicht diejenige, die sich ein Urteil bilden kann. Trotzdem habe ich den Eindruck, daß er ein harmloser Kerl war, der an einem Ort seinen Spaß haben wollte, an dem es eigentlich nicht viel zu lachen gab.

Wie so viele andere wurde Billy wegen Diebstahl deportiert. Er hatte einen Taschentuch gestohlen und wurde dafür zu 14 Jahren verurteilt. 1825 erreichte er Tasmanien und wurde 1846 in die Irrenanstalt von New Norfolk eingewiesen. Wie gesagt, ich kann mir kein Urteil bilden, aber irgendwie mag ich den Kerl.

KAPITEL VIERUNDFUENFZIG

VON VERGEWALTIGTEN HUNDEN UND GESTOHLLENEN HOLZHAUFEN

Die Geschichte von George Hunt alias Billy ist ohne Frage die amüsanteste Geschichte aus Port Arthur. Ungewöhnliche Vorkommnisse aber gab es zuhauf. Dank Philipp Hilton und Susan Hood habe ich die Möglichkeit, in den Berichten, die sorgsam verwahrt wurden, zu stöbern und die eine oder andere interessante Geschichte auszugraben.

Auffällig sind hier die Gegensätze in der Härte der Strafen. Diebstahl war kein Kavaliersdelikt, wie es heute oftmals der Fall ist. Damals wurden harte Strafen verhängt, wenn man nur einen Apfel gestohlen hatte. Immerhin war es noch bis ins Mittelalter üblich, Dieben eine oder beide Hände abzuschlagen. Von solch barbarischen Methoden habe ich aus Port Arthur glücklicherweise nie gehört. Allerdings war die soziale Kluft im letzten Jahrhundert so groß, daß viele Menschen stehlen mußten, um zu überleben.

Hier einige Beispiele, die vom Port Arthur Convict Database project zusammengetragen wurden:

Mark Anderson schien noch mehr als seine Mithäftlinge unter dem herrschenden Frauenmangel zu leiden. Daraufhin nahm er kurzerhand einen Hund und betrieb mit diesem einen so wörtlich *verbrecherischen, mutwilligen, diabolischen und gegen die Regeln der Natur verstößenden Geschlechtsverkehr*. Eine Stellungnahme des Hundes liegt bedauerlicherweise nicht vor.

Ob Sodomie damals an der Tagesordnung war, weiß ich nicht. Allerdings ist mir ein weiterer Fall bekannt, bei dem ein Mutterschaf herhalten mußte. **William Hyde** - Nomen est Omen? - vergriff sich an dem Tier und kam daraufhin in Port Arthur in Sicherheitsverwahrung.

Eine Seltenheit war diese Form der Befriedigung sexueller Gelüste offenbar nicht. **Peter Smith**, der schon zuvor in der Irrenanstalt eingesessen hatte, allerdings als geheilt entlassen wurde, vergriff sich an einem Pferd. Daraufhin wurden ihm zwei Jahre aufgebürdet, die er teilweise in Port Arthur bei strikter Sonderbehandlung verbrachte.

Aaron Steinbourne, der sich als ohnehin hart zu knackende Nuß erwies und eine ganze Latte von Straftaten aufweisen konnte, war ursprünglich für 15 Jahre wegen Einbruchs und Diebstahl deportiert worden. In der Kolonie tötete er eine Ente, offenbar nicht nur eine, denn die meisten seiner

Strafen bekam er wegen seiner *ungewöhnlichen Ernährungsweise*. Außerdem erstach er schon während der Überfahrt nach Tasmanien einen Mithäftling. 1857 wurde er begnadigt. Im selben Jahr jedoch wurde er wegen Sodomie angeklagt. Wer sein Opfer gewesen war, ist mir nicht bekannt. Allerdings hatte er Glück: Er wurde für nicht schuldig befunden, was ihm möglicherweise den Hals rettete, denn ihm drohte die Todesstrafe.

Sodomie ist heute noch so verrufen wie damals. Anderen sexuellen Neigungen aber bringt man heute die Toleranz entgegen, die ihnen zusteht. Damals tat man das nicht. Auch wenn die Toleranz bis zum heutigen Tage zu wünschen übrig läßt, können sich wohl diejenigen Homosexuellen glücklich schätzen, die heute leben und nicht im Port Arthur des vergangenen Jahrhunderts. **John Aylett** wurde zu neun Monaten schwerer Arbeit in Ketten verurteilt, weil er *in unanständiger Position mit einem anderen Mann im Bett gelegen hatte*.

Ebenso erging es **John O'Callion** in Launceston.

Scipio Africanus bekam einen Verweis, weil er es wagte, sein Hemd während des Gottesdienstes zu waschen.

Die Relationen in Port Arthur hingen offenbar von der Person ab, von der die Strafen verhängt oder ausgeführt wurden, wobei der Nasenfaktor sicher eine wichtige Rolle spielte. **Isaac Bailey** zum Beispiel wurde wegen Einbruchs lebenslänglich deportiert. Weitere 56 mal gelang es ihm, straffällig zu werden. Er ging praktisch ein und aus, wie es ihm gefiel, denn ganze 27 mal war er ohne Erlaubnis abwesend, weitere zweimal machte er sich gänzlich aus dem Staub. 1845 brach er in ein Wohnhaus ein und wurde ein weiteres Mal zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Verständlich, daß er sich mit seinen Eskapaden nicht gerade beliebt machte. Vielleicht nutzte man die Gelegenheit, es ihm heimzuzahlen, als er unanständige Figuren auf seine Schiefertafel malte. Für diesen *Frevel*, der heutzutage in jedem Klassenzimmer unzählige Male begangen wird, bekam er zwanzig Schläge.

Eines der traurigsten Beispiele ist wohl **John Morgan**. Im hohen Alter von 60 Jahren wurde er von Irland deportiert, weil er vier Hennen gestohlen hatte. Wie viele andere war er Analphabet, ein einfacher Arbeiter, außerdem Ehemann und Vater zweier Kinder. Sieben Jahre sollte er bleiben. Er beging eine weitere Straftat, die lediglich als *Pflichtvergessenheit* beschrieben wird. Mehr weiß ich über diese Umstände leider nicht, vermutlich galt er damit aber schon als Wiederholungstäter, womit ihm eine harte Strafe drohte. 1864, 19 Jahre nach seiner Deportation, kam er nach Port Arthur. Wo und warum er sich so lange in Tasmanien aufgehalten hat, weiß ich nicht. Inzwischen 79 Jahre alt war er Invalide und starb dort am 17. Dezember 1869 im Alter von 84 Jahren. Weitere Angaben fehlen mir, allerdings nehme ich an, daß er seine Familie nie wieder gesehen hat.